Der Weg zum Himmel.

Roman

von

Karl von Heigel.

München
Verlag von Fr. Bassermann
1889.

Der Weg zum Himmel.

E se Vostra Magnificenza dallo apice della sua altezza qualche volta volgerà gli occhi in questi luoghi bassi, conoscerà quanto indegnamente io sopporti una grande e continova malignità di fortuna.

Macchiavelli.

Der Weg zum Himmel.

Roman

von

Karl von Heigel.

Zwei Theile in einem Bande.

Erster Theil.

München.
Verlag von Fr. Bassermann.
1889.

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

I.

Baron und Baronin Oberkirch hatten kurz vor der Heimfahrt von ihrer Tiroler Sommerfrische sich gezankt. Unerfreuliche Nachrichten über Emerich, des Freiherrn Sohn aus erster Ehe, gaben den Anlaß. Die lockere Lebensweise des Fünfundzwanzigjährigen wurde vom Vater zu nachsichtig, von der Stiefmutter vielleicht zu strenge beurteilt. Diesmal hatte der Zwist, der aus solchem Zwiespalt nicht nur der Meinungen, sondern der Grundsätze sich entspann, manche Folgen. Zunächst fuhr die Baronin nicht, wie vorher verabredet worden war, mit dem Gemahl nach Hause, sondern blieb mit ihrer Kammerjungfer im letzten Gebirgsstädtchen zurück, um daselbst einige Wochen „zur Nachkur“ zu verbringen.

Monatelang war der Ort von Fremden überfüllt gewesen, doch während weniger Regentage im September flüchteten alle Gäste; nur die schmollende Gattin blieb, Dinah Freifrau von Oberkirch, geborene Kohn. Ihre Ausdauer wurde belohnt. Herrliche Herbsttage brachen an. Dinah, eine Naturfreundin, fühlte nicht die geringste Sehnsucht nach Konzert und Theater, wir fürchten, auch nicht nach dem Gemahl. Ganz auf sich gestellt, kam sie zur rechten Freude an Land und Leuten.

Eines Morgens lustwandelte sie nach dem Gelände, das, jenseit des Städtchens und hoch über dem Flusse gelegen, wohlbebaut zu waldbestandenen Bergen sich hinzog. Der Weg führte sie durch ein Dorf. Mit der Stadt und dem Bahnhofe durch eine Brücke verbunden, hatte dasselbe gleichwohl noch seine ländliche Eigenart. Garten- oder Feldstücke trennten die Gehöfte von einander, die Wohnhäuser mit steinbeschwertem Schindeldache und umlaufender Laube waren ohne Rücksicht auf die Straßenlinie gebaut. Nur die Kreuze auf dem Friedhofe standen in Reih' und Glied. Ein Kirchlein und das bescheidene Pfarrhaus waren dicht an den Hang gerückt. Als Dinah an der niedrigen Kirchhofsmauer vorbeischritt, läutete — mit dünner Stimme — eine Glocke im Turm, und einige Leute, wie es Dinah auf den ersten und einzigen Blick erschien: nur Alte, Bresthafte, Arme, folgten dem Geistlichen von einem frischen Grabe weg in die Kirche . . . Wieder auf freiem Felde, nahm Dinah auf einer Ruhebank Platz, die laut Inschrift der „Verschönerungs-Verein“ aufgestellt hatte. Sie blickte thalauf, thalab — nein, diese Landschaft, unter einem Himmel wie heute, ließ Sterbegedanken und Herbststimmungen nicht aufkommen! Wie farbig in ihrer Entfärbung waren die Wälder; wie klar in den Massen, rein in den Linien stand das Gebirge! Da der Abtrieb des Viehes von den Alpen geschehen war, belebten weidende Herden die Auen, und die Luft erklang vom Geläute ihrer Glocken.

Der Bahnhof lag nahebei in der Tiefe. Eine Maschine begann zu keuchen, und bräunlicher Rauch stieg auf. Die Nasenflügel der Baronin zuckten. „Puh!“ sagte sie, und mit eins war ihr Gedankengang ein anderer. Sie erinnerte sich an den Abschied vom Gemahl. Wie er ritterlich, wenn

auch nicht mehr behende vom Wagentritt sich schwang, um ihr behilflich zu sein, dann seinen Verdruß durch steife Haltung und höfliches Lächeln zu verbergen suchte. Erst sprach er vom Wetter, dann sah er sich nach der Kammerjungfer und den Leuten um, die das Gepäck ausluden.

„An deiner Stelle würde ich ein halbes Dutzend Koffer nach Hause geschickt haben. Eine Masse Gepäck!“

„Es belästigt mich nicht.“

Er küßte ihr die Hand und sagte mit plötzlicher Wärme:

„Ich werde mit Emerich ein ernstes Wort sprechen, verlaß dich darauf! . . .“

„Bitte, einzusteigen!“ mahnte der Schaffner . . .

Als der Zug sich in Bewegung setzte, saß der Baron, wieder steif und kühl, auf seinem Eckplatz und lüftete vor der Zurückbleibenden seine englische Reisemütze. . .

Dinah lächelte. Seine ledigen Freunde, gealterte Don Juane wie er, mögen ihm über die ersten vierzehn Tage seiner Freiheit hinweggeholfen haben; jetzt vermißt er sicherlich die Herrin im großen Hause. Es ward ihr leid um ihn. Aber, sagte sich Dinah, der Vernünftige darf nicht immer nachgeben . . .

Während sie also sann, kam der Geistliche, welcher der Leiche das Geleit gegeben hatte, des Weges. Auch er war in Gedanken; sie machten ihm so warm, daß er den Hut abgenommen hatte. Der dunkelbraune zerdrückte Strohhut, die derben Schuhe, jedes Kleidungsstück und die ganze Erscheinung verrieten den armen Landgeistlichen. Eusebius Hoffingott, der Vikar von Hohenbüchel, war vierzig Jahre alt; sein dichtes, dunkles Haar hatte schon einen Silberschimmer, und seine Gestalt war gebeugt, doch galt er immer

noch als ein verwegener Bergsteiger und war, trotzdem er eine Brille trug, ein ausgezeichneter Scheibenschütze. Innerhalb seines Kirchensprengels kannte Eusebius keine Schüchternheit. Als er die Bank, die seine Laube, sein Lieblingssitz und Siehdichum war, von einer fremden Dame besetzt fand, stutzte er nur einen Augenblick, dann bedeckte er sich und trat gelassen näher.

„Recht guten Tag wünsch' ich," sagte er, indem er den Hut wieder abnahm.

Dinah legte den roten Sonnenschirm auf die Schulter zurück und sah freundlich zu Eusebius auf.

„Guten Tag, Herr Pfarrer!"

„Bitte schön, nur Vikar!" Und Eusebius stellte sich der Dame vor.

„Wahrscheinlich wird mir die Ehre zu teil, mit der Frau Baronin Oberkirch zu sprechen," fuhr er fort. „Ich habe von Ihnen gehört. Brav, daß Sie uns treu bleiben. Gerade jetzt ist es bei uns am schönsten. Wie gefällt Ihnen die Aussicht? Eine zweite wie diese gibt's auf der Welt nicht. Mit Verlaub!"

Er nahm in der freien Ecke Platz. Eine feine Frau, dachte Eusebius. Zwar ist die Nase ziemlich stark und der Mund nicht klein, trotzdem ist es ein wunderschönes Gesicht. Und ein gescheites Gesicht! Die Klugheit blitzt ihr aus den Augen.

Er schmunzelte und sie lächelte. „Sicherlich kennen Sie alle diese Berge mit Namen?" begann die Baronin, indem sie den Schirm leicht dorthin, dahin schwenkte. Eusebius war in seinem Element. „Ei freilich," erwiderte er, und er nannte ihr die bewaldeten Berge in der Nähe, die ver-

witterten Klippen, die darüber hinwegsahen, und die Spitzen der Gletscher im Süden. Und daß er nicht wenige von ihnen und die höchsten bestiegen hatte, bemerkte er mit Genugthuung.

Dinahs Aufmerksamkeit schmeichelte ihm. „Ich sehe," schloß er, „auch Sie lieben die Berge."

„O ja, doch von meinen Bergfahrten kann ich nichts Rühmliches sagen."

„Gnädige sind eine Norddeutsche?"

„Nein, ich bin eine geborene Münchnerin."

„Eine Münchnerin? Sie sprechen gar nicht münchnerisch."

„Vielleicht weil ich eine Jüdin bin."

Er sah sie zweifelnd an. „Ihr Herr Gemahl ist doch —"

„Der Freiherr von Oberkirch, ein guter Katholik. Meine Eltern ließen sich taufen, als ich fünfzehn Jahre alt war. Das ist sehr lange her," sagte sie schelmisch. „Aber — ich weiß nicht, ob Sie mir nachempfinden können, wollen — ich halte mich trotzdem für eine Jüdin."

Eusebius war dunkelrot geworden; er blickte nieder. Dann sprach er: „Je nun, wir alle sind Kinder Gottes."

Am liebsten würde er jetzt gegangen sein, doch Zartgefühl und Unbeholfenheit hielten ihn auf der Bank zurück. Dinah, die bei seiner Befangenheit lächelte, fand wiederum die richtige Frage.

„Sie begannen mit einem traurigen Werk den Tag. Wen begrub man?"

Das war die Sorge, die echt menschliche Sorge, die ihn aus dem Pfarrhause ins Freie getrieben hatte. „Eine Unglückliche!" sprach er bewegt. „Da Gott die Barm-

herzigkeit ist, muß ich glauben, daß die Verstorbene ihre Schuld hienieden gebüßt hat, daß sie jetzt der ewigen Seligkeit teilhaftig ist. Und doch . . . Wenn Seligkeit nicht Vergessen ist . . .“ Er hielt inne.

„Wir begruben eine Mutter,“ fuhr er fort. „Mutter sein ist für Ihresgleichen, Frau Baronin, ein Stolz, ein Glück, ein Segen. Der Aermsten dort verbitterte es die letzten Stunden.“

„Ich habe nur einen Stiefsohn und kann nicht behaupten, daß er zu meinem Glücke beiträgt,“ entgegnete Dinah. „Und doch wollte ich, er wäre, wie er ist, mein rechter Sohn. Und wenn die Verstorbene ein Landeskind und Landkind war, wird es nicht schwer fallen, den jungen Nachwuchs unterzubringen.“

„Gar so einfach ist die Sache nicht. Vor vielen Jahren, als die Straße dort über das Joch gebaut wurde, hatten wir wälsche Arbeiter die Menge im Dorfe. In den hübschesten von ihnen verliebte sich unsere hübscheste Bauerstochter. Erst trieben sie ihre Buhlschaft insgeheim, bald offenkundig. Das gab eine schöne Dorfgeschichte! Die Bursche wütend auf ihn, die Mädel auf sie. Und eine Horde alter Ratschen! Heillos war's. Der Vater, ohnedies kein Glückskind, geriet aus Rand und Band. Aber seine Schläge besserten die Liebestolle ebensowenig, wie meine priesterlichen Ermahnungen. Eines Tages war das Pärchen verschwunden. Meine Nachforschungen wurden weder vom Vater noch von der Gemeinde unterstützt. Sie blieb verschollen. Der Alte kam indes von Haus und Hof, arbeitete um Taglohn und ist beim Holztriften verunglückt. Da, im vergangenen Frühjahr an einem schauerlichen Apriltag klopft es an meiner Arbeits-

stube, und wer tritt ein: unser Flüchtling mit zwei ausgewachsenen Mädeln, ihren Kindern! O mein Gott, wie sahen sie aus! Halb erfroren, halb verhungert waren alle drei, dazu totsterbenskrank die Mutter. Geschwind ließ ich ihnen einen Kaffee kochen; aber noch bevor er fertig war, fällt das arme Weib mitten in der Erzählung ihres Elends in Ohnmacht. Wir trugen sie ins Spital und heute von dort auf den Kirchhof. Was wird nun aus ihren Töchtern! Sie sind Zwillingsschwestern, beide bildsauber, aber beide verstehen von einer Bauernwirtschaft so viel wie die Kuh vom Kalender. Sie sprechen, außer ihrer Muttersprache, italienisch — vermutlich nicht die lingua toscana; auch können sie allerlei Liederchen zur Guitarre singen. Dafür gibt der Bauer nichts. Die eine heißt Maddalena, die andre Armida. . . . Armida! Der Name wäre bei uns allein schon ein Unglück. Wir tauften sie — sehr gegen ihren Willen — in Miedei um. Natürlich wäre die Gemeinde gerne die Lena wie die Miedei los. Um die Lena ist mir nicht bange. Das ist ein liebes, frommes, tugendhaftes Kind, willig zu jeder Arbeit, geduldig, sanft, ein Engel. Demut geht überall durch. Und da hätten wir auch schon die Stieglerwirtin für die Lena. Die Stieglerwirtin, das Muster einer rechtschaffenen frommen Wittfrau! Doch was machen wir mit der andren? Sie putzt sich wie eine Herrische, hat ein Mundwerk wie ein Schermesser und Augen, sage ich Ihnen, Augen! Mit einem Wort, sie ist ein Weltkind. War sie auch nur einmal beim Rosenkranz? Nein, da lief sie lieber im Wald umher. Und wenn ich Sonntags bei der Predigt auf sie hinunter schaue, lacht sie mich an, als wenn sie sagen wollte: Red' du nur!"

„Und sie ist hübsch?“ sprach Dinah, die aufmerksam zuhörte.

„Viel zu hübsch für ihren Stand.“

„Und besitzt Mutterwitz?“

„Mehr als genug.“

„Dann wird sie ihren Weg machen.“

„Ja,“ sagte Eusebius grob, „den Weg, den die Mutter ging. Zwar ist sie stolz, allein wo will sie denn hinaus? Unter allen Umständen muß sie dienen!“

„Je nun, es fragt sich, wem sie dient. Wenn mir die Kleine gefällt und Hochwürden damit einverstanden sind, nehme ich Armida zu mir.“

Nicht völlig absichtslos, nicht ohne eine dunkle Hoffnung auf irgend einen Nutzen für die armen Hinterlassenen und die verdrossene Gemeinde hatte Eusebius seine Geschichte erzählt, doch dieser Vorschlag überraschte ihn. Die Frau, die so freimütig sich als Jüdin bekannte, so schnell zu gutem Werke sich entschloß, flößte ihm ebensowohl Achtung wie Furcht ein. Sie brachte den feinen Duft einer Welt mit sich, von der Eusebius nur unbestimmte Vorstellungen hatte, einer gleißenden, gefahrvollen, heidnischen Welt. War die Begegnung eine Fügung des Himmels oder ein Fallstrick des Bösen? . . .

Sollte, durfte er Nein sagen? Wer in der Gemeinde würde das Anerbieten der reichen Baronin Oberkirch nicht für ein unerhörtes Glück der armen Waise halten? Und je länger er das Gesicht der Baronin betrachtete, desto besser gefiel es ihm! Das war nicht nur ein schönes und kluges, sondern auch ein gutes Gesicht.

Er zögerte mit der Antwort. „Sie ist neunzehn Jahre

alt," sprach er dann, „und noch biegsam. Aber ich verhehlte Ihnen nicht, von welchem Blut sie ist — und daß sie das Kind einer ledigen Frauensperson. Das Wort von den Sünden der Eltern ist der Frau Baronin bekannt."

„Weil die Mutter leichtsinnig war, soll auch die Tochter es werden müssen? müssen? Und Sie sprachen von einem barmherzigen Gott? Und warum gilt Ihnen der Spruch nicht auch für die andre? Weil Maddalena keinen Rosenkranz versäumt?"

Eusebius zog die Brauen hoch. „Unterscheiden wir, Frau Baronin! Magdalene versäumt keinen Rosenkranz, weil sie fromm ist. Mit den Frommen aber ist Gott."

„Frömmigkeit ist Gottesfurcht. Wie viele innerhalb und außerhalb der Kirche sind wahrhaftig gottesfürchtig und dennoch tief unglücklich!"

„Das ist unmöglich," entgegnete er und warf sich in die Brust; „wenigstens bei uns unmöglich. Wir haben nicht nur die Furcht Gottes, sondern auch die Hoffnung auf das Jenseits. Wer aber den rechten Weg, den Weg zum Himmel wandelt, trägt den Himmel bereits in der Brust."

„Mit einem Worte: Sie wollen mir das Mädchen nicht anvertrauen?"

„Das habe ich nicht gesagt. Nur wundere ich mich, daß Ihre Wahl nicht auf die Lena fällt, für deren ausgezeichnete Eigenschaften ich mich verbürge."

„Ich bin aufrichtig: die engelhafte Lena gefällt mir bis jetzt weit weniger als die andre. Auch würde ich kein gutes Beispiel für die Lena sein."

„Baronin scherzen —"

„Auch ich bin ein Weltkind, mag die Demütigen nicht

und bedaure die Bescheidenen. Ich will damit Ihrem Liebling nicht zu nahe treten. Die Hauptsache ist, daß wir mit unseren Gaben auf den rechten Platz gestellt werden. Eigenschaften, die auf dem Lande zum Aergernis gereichen, können in der Stadt Vorzüge sein. Für einen Kobold wie diese Armida scheint mir eine Großstadt der wahre Boden. Machen wir den Versuch!"

Eusebius sah die Baronin über die Brille an. „Glauben Sie nicht, daß für jedes Mädchen die Gefahr größer in der Stadt als auf dem Lande ist?"

„Auf die Stärke des Widerstandes kommt es an. Ein schwaches Licht geht bei einem Mailüftchen so sicherlich wie bei einem Sturmwinde aus. Uebrigens dünkt mich eine Wirtsstube für Ihre fromme Lena auch nicht der beste Ort."

„Ich unterschreibe Ihr Wort mit Vergnügen: auf die Gewaffen kommt's an! Und da Lena unsern Herrgott im Herzen trägt, ist mir für sie nicht bange."

„Vor allem will ich die Mädchen sehen. Wo finde ich sie?"

„Augenblicklich sind sie bei mir. Meine Base und Wirtschafterin Resi nahm die armen Mäuse nach dem Begräbnisse mit sich. Wenn die Frau Baronin einen schlichten Dorfvikar mit Ihrem Besuche beehren wollen —"

„Das wäre ja freilich der beste Weg zu meiner Bekehrung," sagte die Baronin mit heiterem Lächeln. „Aber ich will mich nicht bekehren, und Sie sollen sehen, wer mit seiner Erziehung Recht behält, ich oder die fromme Stieglerwirtin. Wie nennen wir den Wettstreit? Dorf und Stadt? Das gute und das böse Prinzip? Heilige und Weltkind?"

Sie waren beide aufgestanden. „Die Gnädige mag sich so schwarz machen, wie sie will; ich glaub's nicht. Ich halte Sie für eine kreuzbrave Frau."

„O," lachte sie, „ich selbst halte mich auch dafür; aber man kann eine brave Frau und doch eine schlechte Christin sein."

„Das glaub' ich erst recht nicht."

II.

Das einstöckige Vikarhäuschen hatte wenig Räumlichkeiten. Hoffingotts Base und Wirtschafterin Resi, ein dickes altes Mädchen mit Fettpölsterchen unter den Augen und Hängebacken, hauste im Erdgeschoß. Jetzt saß dieselbe mit den zwei Waisen oben in des Hochwürdigen Empfangs- und Arbeitsstube, einem länglichen Geviert mit gelbgetünchten Wänden, kümmerlicher Einrichtung und einem Geruch nach Weihrauch und schlechtem Knaster. Das Bild des heiligen Aloysius hing über dem altväterischen Sofa, ein Kruzifix unter gelbem Tüll stand auf dem Bücherkasten.

Während ein Fenster nach Osten eine schöne Aussicht auf Thal und Berge bot, ging ein zweites gegenüber auf den Kirchhof. Da dieses offen stand, hörten die Mädchen das Geräusch der traurigen Arbeit: der Totengräber deckte das Grab ihrer Mutter zu. Resi saß unter dem heiligen Aloysius und bewirtete die Geschwister mit Kaffee. Kaffee — d. h. ein Gebräu, zu dem keine Kaffeebohne genommen wurde — galt der dicken Base als das Heilmittel für alles. „Trinkt! trinkt!“ nötigte sie, „wer weiß, wann ihr wieder einen so guten Kaffee wie im Vikarihäusel kriegt! Weinen stillt den Schmerz, aber nicht den Hunger.“ Und die Mädchen

löffelten die Brotbrocken aus den Töpfen, die ihnen als Tassen dienten, und schluchzten dabei zum Herzzerreißen.

Auf den ersten Blick fand jedermann die Schwestern einander ähnlich; beide waren von schönem Wuchse, hatten regelmäßige Züge, blondes Haar und dunkle Augen, frische Lippen und gute Zähne; doch Haltung, Miene, Blick, Stimme glichen sich nicht, ja bei längerer Beobachtung vergaß man über der Eigenart die Aehnlichkeit. Man stelle sich zwei Mädchenbilder vor, nach einem und demselben Modell von Makart und von Gabriel Max gemalt. Auch war Armida merklich größer und schlanker, als die Schwester. Magdalene hatte Anlage — wenn auch vorläufig keine Aussicht — zum Fettwerden.

Sie waren in verblichenes grobes Zeug gekleidet; Armida trug das schlechte Gewand wie eine Maskerade, Magdalene wie eine Nonne. Zur Trauer hatte ihnen die Stieglerwirtin schwarze Wollentücher geschenkt. Armida trug das ihrige gefällig gefaltet und im Rücken geknotet, der andren hingen die Tuchzipfel wie zwei schwarze Flechten über die Brust.

„Da schau! Hochwürden der Herr Vetter kommt schon zurück!" sagte Resi, nach der Thür horchend. Die Thür ging auf, und eine fremde Dame trat vor dem Geistlichen ins Zimmer. Die Kaffeegesellschaft sprang bestürzt von den Sitzen. Resi wollte im ersten Augenblicke die Schürze abreißen, hielt aber inne; sie kam sich der feingekleideten und feinen Dame gegenüber im großen und ganzen schlumpig vor und grollte deshalb ebensowohl der Dame wie dem Herrn Vetter.

„Stellt den Tisch beiseite!" sagte Eusebius. „Bitte schön, Frau Baronin, nehmen Sie Platz! Meine Base Resi — die größere ist die Miedei, die andre die Lena."

Nun saß die Baronin unterm heiligen Aloysius und musterte die Waisen nicht unfreundlich, doch genau vom Scheitel bis zum Schuh. Die Mädchen ahnten bald, warum der gute Vikar die Fremde hergeführt; doch während Magdalene klopfenden Herzens, mit ängstlichem Gesichtsausdruck einen einzigen, heißen Blick auf die Unbekannte warf, dann die Augen niedersenkte, blieb Armida gelassen; sie sah, daß die Dame nicht mehr im jugendlichen Alter stand, aber noch immer schön war; sie sagte sich, daß man nur in großen Städten so einfach — so gut sich kleiden könne; sie bemerkte, daß der Hut von feinem Stroh und das Band, das ihn schmückte, auf eine neue Art geschlungen war u. s. w. Armida hatte bisher nur Bitternisse gekostet, und doch behielt das Leben für sie süßen Schmack; ein Kind des Unglücks, glaubte sie fest, daß sie zum Glück geboren sei. Ihr Hoffen war schwärmerisch kühn, ihr Wunsch indes sehr bestimmt und beschränkt. Sie wünschte sich Reichtum. Die Reichen — nach ihren Erfahrungen nur die Reichen — sind glücklich.

Vorläufig steht sie auf dem Markte. Möglicherweise bietet jene Dame einen Preis für sie, und man wird sie losschlagen um jeden Preis. Das war noch nicht die ersehnte Wende. Armida hatte eine geringe Meinung von Göttinnen und Feen; der Engel des Glücks, auf den sie hoffte, von dem sie träumte, trug einen Schnurrbart.

Indem aber Armida solchermaßen mehr keck als schüchtern die Baronin betrachtete, lächelte sie. Und solch ein Aufschimmern schön gereihter weißer Zähne zwischen halbgeöffneten frischen Lippen ist ein ebenso unfehlbares wie unbeschreibliches Bezauberungsmittel. Armidens Lächeln brachte einen gefeiten Mann wie den Vikar zuweilen aus dem Text;

es berückte jetzt Dinah. Denn glücklicherweise fehlte dieser selbst noch kein Zahn.

Magdalenens Gedanken waren viel bescheidener als diejenigen der Schwester. Nach ihrer Meinung konnte eine Baronin nur in einem Palazzo wohnen, in einem großen, ernsten Hause mit farbigen Fenstervorhängen. Sie hatte auf ihren Wanderungen im Süden oft genug an solchen Trutzburgen emporgestaunt und stellte sich das Innere mit allem Kostbaren angefüllt vor, was sie in Schauläden gesehen. Da wäre also der rechte Platz für Schwester Armida und am Ende auch ein Plätzchen für sie selbst. Armida würde die schöne Herrin mit ihren flinken und geschickten Händen schmücken, mit ihrem Plaudermunde erheitern, Magdalene in der Küche sich nützlich machen. Allerdings, ohne die Schwester möchte sie nicht um alles Geld abermals in die Fremde. Abschied nehmen vom Dorf, wo sie bei allem Leid zum erstenmal eine Art Heim gefunden, sich trennen vom guten Vikar, von Armida, vom Grabe der Mutter — die Thränen rannen ihr über die Backen.

Beide sind schön, gestand sich die Baronin, doch kehrte ihr Blick immer wieder zu Armida zurück. . . Sie hat rote Hände . . . das verliert sich . . . Mein Gott, die andre weint . . . die armen Kinder!

Der Wunsch, beider sich anzunehmen, erwachte in ihr, doch widerstand sie ihm. Wenn sie nicht Schwestern, wenigstens nicht Zwillingsschwestern wären! Die Zwillinge der Baronin! Es geht nicht.

Sie erhob sich und richtete an das Waisenpaar einige herzliche Worte. Es sei hart, die Mutter zu verlieren, doch wenn man Jugend, Gesundheit und redlichen Willen besitze,

sei die Welt nicht so groß, daß man nach Helfern weit zu suchen brauche.

Dann streifte ihr Blick den Tisch mit der Kaffeekanne und haftete auf Hoffingotts Base. „Sie haben ein gutes Herz, Fräulein Resi!"

Die Base, die eine Ansprache früher erwartet hatte, blieb verstimmt. „Man thut, was man kann," erwiderte sie brummig; „aber zu einem guten Herzen gehört ein großer Geldbeutel!"

„Wohlthun ist immer viel thun," sagte Dinah und sah die Unholdin befremdet an.

Was hat denn die Resi? dachte der Vikar; sie ist doch sonst keine Republikanerin.

„Ich weiß nicht, ob ich der Gnädigen eine Erfrischung anbieten darf?" sprach er kleinlaut.

Dinah lehnte dankend ab. Sie warf einen Blick durch das Fenster, das nach Osten ging. „Sie haben auch daheim eine schöne Aussicht," sagte sie.

„Ja, dort hinaus wohl. Ich habe in meinem Zimmer sozusagen Lachen und Weinen in einem Sack. Eine freundliche, fruchtbare, alleweil belebte Gegend auf der einen Seite, den Kirchhof auf der andern."

Mit einem „O!" trat die Baronin ans offene Fenster.

Da lag das Leichenfeld, sauber gehalten, aber ohne Busch und Baum, man sah nur Grabhügel und Kreuze, Reihe an Reihe.

„Macht solche Nachbarschaft Sie nicht traurig?" fragte Dinah die Base.

„Man gewöhnt sich an alles . . . das heißt, so recht geheuer ist mir nachts noch immer nicht."

„Mir graut nicht vor den Toten, aber vor dem Tode,"

sagte Dinah, über deren Gesicht ein Schatten zog. „Ich möchte nicht immer an ihn erinnert sein.“

Der Vikar warf sich in die Brust.

„Ich sage mir, wenn ich von jenem Luginsland zu diesem Fenster trete: So schön hat Gott die Welt gemacht — wie schön muß es erst im Himmel sein!“

Ob er wirklich daran glaubt? fragte sich Dinah.

Sie sah auf das frischgemachte Grab. Der Totengräber, ein alter Mann, barhäuptig und in Hemdärmeln, hatte die Schaufel an ein Kreuz gelehnt und stopfte seine Tabakspfeife.

Wieder fragte sich Dinah: ob der Pfarrer wirklich glaubt, daß die gequälte Seele der Frau da unten jetzt im Himmel ist? Er sieht wie ein ehrlicher Mann aus; er ist's; er sagt, was er denkt, und denkt, wie er spricht. Das Sterben ist für ihn so wenig ein Rätsel, wie für den Alten, der zwischen der ersten und zweiten Pfeife einen Toten begräbt. Wir übergeben der Erde den Leib und empfehlen dem Himmel die Seele. Basta!

Bei solchem Glauben muß er ja ein glücklicher Mann sein; bei solchem Glauben ist ihm freilich alles unübertrefflich eingerichtet!

Wer reuig stirbt, wird für alle Erdenpein im Himmel entschädigt. Die Furcht vor der ewigen Strafe macht die Sünde schrecklich, die Hoffnung auf ewigen Lohn versüßt das Leid. Und dieser Schule, die zu einer so klugen Einfalt erzieht, will ich das Mädchen entführen?

Sie wandte sich ins Zimmer zurück und blickte auf Armida, die allmählich, wenn nicht unmutig, so doch ungeduldig wie eine Rose glühte. Wird dieser schöne, gesunde

Leib dem Stürmen und Locken des Frühlings widerstehen? Und würde die Lehre von einer ewigen Vergeltung auch für die Sünderin noch tröstlich sein!? Zum Kummer, den die Liebe immer der Armut bringt, kommt die Angst, die Ungewißheit, wie der ewig giltige Richtspruch lauten werde. Wer kann uns unser Soll und Haben droben genau verbürgen? Der Vikar ist kein zornmütiger Eiferer, und doch starb die Mutter der Waisen nicht in fröhlichem Glauben, sondern in Zweifeln und Verzweiflung.

Was wird aus Armida hier? An ihrer Geburt bleibt ein Makel. Wie hart wird sie arbeiten, wie entbehren und entsagen müssen, um sich wider das Vorurteil zu behaupten! Entweder wird die Tugend verhängnisvoll für ihre Schönheit oder die Schönheit verhängnisvoll für ihre Tugend. Im besten Falle wird sie wie Resi eine verdrießliche alte Jungfer, welche die Lebenden nicht liebt und die Toten fürchtet.

Sie überlegt, dachte der Vikar ... am Ende nimmt sie doch die Lena! ... Da fiel Dinahs Sonnenschirm zu Boden. Alle gerieten in Bewegung, doch Armida kam den andern allen zuvor. Flugs hatte sie den Schirm und überreichte ihn der Baronin mit einer zierlichen Verneigung: „Signora baronessa —“

Eine Schauspielerin würde das nicht besser machen, sagte sich Dinah.

... Schauspielerin! ...

Eine Stallmagd ist sicher nützlicher als eine Komödiantin — dennoch — dennoch ...

Wenn man das Mädchen zur Bühne erzöge! Armida ist schön und anmutig, sie hat eine angenehme Stimme. Das scheint der Baronin schon der halbe Beruf. Wenn sie auch keine Rachel wird — ein Weib mit solchem Wuchse

und solchem Gesicht ist bestimmt, zu herrschen, sei es auch nur als Theaterprinzeß.

Dinah war von ihrem Einfall elektrisiert. Die Enge des Gemachs wurde ihr jetzt drückend, der Geruch drängte sich ihr widerlich auf. „Wenn Sie nicht selbst Vormund der Mädchen sind,“ sagte sie zum Vikar, „muß ich Sie nochmals um Ihr Geleit bitten.“

„Unser Gemeindevorsteher übernahm die Mündelsache. Freilich begleite ich die Frau Baronin zu ihm, denn als Metzger ist er an feinen Umgang nicht gewöhnt.“

Dinah reichte der Base die Hand und hoffte sie vor der Abreise noch einmal besuchen zu dürfen. Das rührte die dicke Maid. Sie machte einen tiefen Knix und murmelte etwas von der Ehre ihrerseits.

„Geschwind! geschwind!“ rief sie den Mädchen zu, „küßt der Frau Baronin die Hand! Wiss't ihr nicht, was sich schickt?“

Die Geschwister beeilten sich, zu gehorchen. Armida jedoch drückte nicht einen Kuß, sondern mehrere auf die Hand der Baronin. Diese fühlte die Wärme der jugendlichen vollen Lippen durch den Handschuh, hob Armida zu sich empor und sah freundlich in die strahlenden Augen. „Würdest du gerne mit mir gehen?“

„Mit tausend Freuden!“

Die Baronin hatte wenig Vorurteile und viel Menschenkenntnis, aber auch sie hielt noch die Augen für die Dolmetsche der Empfindungen. Sie urteilte: Magdalene ist eine fromme Seele, Armida eine Feuerseele . . . Als ob die Inbrunst einer Nonne nicht auch Leidenschaft — „ein Fieber der Seele“ — sei!

Als sie mit Eusebius aus dem Häuschen trat, hatte der Totengräber die Pfeife im Munde und den Spaten in der Hand. „Jörg, was machst?“ rief der Vikar dem Alten zu.

„Hochwürden, eine Grube macht man zu, die andre auf; jetzt kommt der Kugelmüller an die Reih'.“

„Das kleinste Dorf nährt seinen Totengräber,“ sagte Eusebius und seufzte.

„Die Gnädige sind also entschlossen?“ fragte er, die Gatterthür in der Hand . . .

„Wenn man mir Armida anvertraut, nehme ich sie morgen zu mir.“

„Das ist ein barmherziges, einer Edelfrau wahrhaft würdiges Werk!“ rief er. „Im Namen der Gemeinde danke ich Ihnen dafür. Ihre Familie war von jeher ein Beispiel. Ihre Familie bürgt für eine richtige Erziehung.“

„Meinen Sie die Oberkirchs oder die Kohns?“ fragte schelmisch die Baronin.

„Beide, beide!“ erwiderte er eifrig.

Ob er mir ebenso feurig zustimmen würde, wenn ich ihm meine Theaterpläne mitteilte? dachte Dinah. „Vorläufig soll Armida bei meiner Kammerjungfer in die Schule gehen“, sprach sie laut.

„Sehr richtig. Da die Kammerfrau der Gnädigen unzweifelhaft eine ausgezeichnete Frau ist —“

„Sie ist eine gute Kammerjungfer; ich verlange nicht mehr. . . . Dort also wohnt meine Gevatterin?“

Sie zeigte auf ein großes Giebelhaus gegenüber der Kirche. Eine Nische über dem Eingang enthielt einen Altar im kleinen, Marienbild, künstliche Blumen, ewiges Licht. Zwischen dem ersten und zweiten Stock stand mit großen

Buchstaben auf die Mauer gemalt: Gasthaus zum Stieglerwirt.

* * *

Die Kunde vom Glück der Waise verbreitete sich schnell im Dorfe, und Base Resi empfing infolgedessen zahlreiche Besuche. Sie hielt mit ihrem Wissen nicht zurück, doch nahm mit der wachsenden Sicherheit und Lebendigkeit des Vortrages die Wahrhaftigkeit des Inhalts ab. Zuletzt war die Baronin eine alte Bekanntschaft und Resi die Seele des ganzen Handels. Die Geschwister, welche für heute die Gäste des Vikars blieben, hörten auf die Flausen der alten Jungfer nur mit halbem Ohr. Magdalene dachte an die schmerzliche Trennung, Armida auch an die große Stadt und an den Palast, wo ein neues Leben, wo das Glück für sie beginnt.

Abends kam die Stieglerwirtin zum Vikar. Diese Frau hatte in dem Hause, dessen Herrin sie heute war, fünfzehn Jahre lang als Kellnerin gedient. Nach dem Tode seiner Ersten heiratete der Stieglerwirt seine treue Dienerin. Seit zwei Jahren war sie Wittwe. Nun folgte sie ganz dem Zuge ihres Herzens, nun konnte sie mit Genugthuung von sich behaupten, daß sie öfter in der Kirche als im Wirtshause sei. Die Sage ging, daß sie einmal hübsch gewesen; jetzt hatte ihr Gesicht entschiedene Aehnlichkeit mit dem eines alten, bartlosen Chinesen.

„Wissen Hochwürden das Neueste?“

„Daß Miedei zu einer Baronin kommt?“

„Nein; der Metzger Giegelmeier und ich sind handelseinig, er kauft die Stieglerwirtschaft und ich pachte den Atzwanger Weinkeller in der Residenz. Die Lena geht mit mir.“

„Schau! schau! Also doch!“

„Ja, sehen Euer Hochwürden, über kurz oder lang hätte der Giegelmeier doch eine Wirtschaft eröffnet, und dann wär's mit der meinigen aus und Amen. Und seitdem ich in der Residenz beim Atzwanger Franzel gewesen bin, geht mir das Weinstüberl nicht mehr aus dem Sinn. Gerade gegenüber ist die Katharinakirche, und im Keller selbst ist's still und dämmerig wie in einer Kapellen. Gäste gibt's nicht viel; der Gassenschank und die auswärtige Kundschaft sind das Hauptgeschäft. Das paßt mir. Und für das arme Häuterle, die Lena, ist's auch gut, wenn sie fortkommt. Hier geht ihr das Andenken ihrer Mutter nach." — —

Die Waisen waren in ihrer Kammer im Stieglerwirtshause. Hoffingott saß nach dem ereignisreichen Tage in der Küche des Vikarhäuschens. Das Fenster, durch das dieselbe Licht erhielt, war in einem bescheidenen Erker angebracht. So klein er war, bot er doch Raum für Tisch und Bank; eine Lampe hing von der Decke, ein Kruzifix hüben, ein Käfig mit einem Kanarienvogel drüben.

Eusebius, der sauren Rotwein trank und aus einer langen Pfeife rauchte, und Resi, die strickte, saßen einander gegenüber.

Eusebius, den Kopf an die Wand gelehnt, die Beine von sich gespreizt, war seelenvergnügt. „Resi," begann er nach einer langen, langen Pause, „ich kann dir nicht sagen, wie dankbar ich unserm lieben Herrgott bin, daß die Miedei und nicht die Lena zur Baronin kommt. Die Baronin ist eine reiche Frau, eine gescheite Frau, aber am Glauben fehlt's bei ihr himmelweit. Die Miedei — na — du weißt. Aber die Lena verdient, daß sie glücklich wird. Und bei der Stieglerwirtin ist sie auf dem rechten Weg."

III.

Der „Palazzo“ der freiherrlichen Familie Oberkirch war kein „monumentaler Bau mit verwitterter edler Rustica-Fassade“, sondern ein neuzeitliches, drei Stock hohes Gebäude mit einer sehr nüchternen Vorderseite. Dennoch machte dasselbe einen guten Eindruck. Fernab von der lauten Altstadt, lag es an einer breiten, mit Bäumen bepflanzten Straße, der Prinzenstraße, in der es nur wenige Kaufläden und wunderbarerweise kein Wirtshaus gab, hatte Vorder- und Hintergarten, eine überdachte Auffahrt, drei Eingangsthüren mit fliederfarbigen Spiegelscheiben und einen hünenhaften Thürhüter. Ruhe herrschte innerhalb des Hauses, denn außer dem Baron und der Baronin gab es keine Partei; das Hin und Her der zahlreichen Dienerschaft wurde durch Laufteppiche auf den Treppen und in den Gängen gedämpft.

Aus den Gebüschgruppen des Hintergartens erhob sich ein gemauertes Lusthaus, das Dinahs Stiefsohn, der schöne Emerich, Lieutenant a. D. und Maler, bewohnte. Eine schmale Gasse trennte die Grundstücke der Prinzenstraße von denjenigen der gleichlaufenden Engelbertstraße und den Park Oberkirchs vom Hofe einer großen elektrotechnischen Anstalt.

Es dunkelte schon, als eine Mietkutsche Armida, die Kammerjungfer und das Gepäck vom Bahnhofe nach der

Prinzenstraße brachte. Armiden wurde ein Hinterstübchen im dritten Stock angewiesen; ihr erster Blick aus dem geöffneten Fenster fiel auf fünf mächtige elektrische Lampen, die den Fabrikshof beleuchteten. Ihr schienen sie in der Luft zu schweben wie Monde. Diese geheimnisvollen Leuchten und der Lärm einer Werkstätte, welche mit einer Dampfmaschine von sechzig Pferdekräften arbeitete, machten auf das Mädchen einen tieferen Eindruck als alles, was es bisher von der Stadt und im Hause ihrer Beschützerin gesehen hatte.

Baron Oberkirch hörte die Mitteilungen seiner Frau über den Findling mit feinem Lächeln an. Endlich einmal macht auch meine Frau einen dummen Streich, dachte er, hütete sich aber, seine Meinung zu sagen.

Sobald das Nachtmahl vorüber war, wurde Armida gerufen. Die Kammerjungfer führte sie durch eine Reihe erhellter Zimmer bis an den Eingang des Speisesaales.

Das Haus gehörte zu Dinahs Mitgift. Bei der Einrichtung hatte Kommerzienrat Kohn dem Geschmacke des Schwiegersohnes Rechnung getragen: der Vorliebe desselben für Weiß und Gold an den Wänden, für mattfarbige Seidenstoffe und große Spiegel, seiner Abneigung nicht nur gegen alles Ueberflüssige, sondern gegen jeglichen künstlerischen Schmuck. Was eine Wohnung zum behaglichen Heim macht, war in den zweiten Stock, in ein paar Zimmer verwiesen, in die nur die trautesten Hausfreunde gelangten.

Ein Lampenpaar auf der prunklosen Anrichte und ein Armleuchter reichten zur Beleuchtung des großen Speisesaales trotz seiner weißlackierten Vertäfelung nicht hin; er lag zur

Hälfte im Dämmer. Die Kerzen brannten zwischen dem Ehepaar und warfen Glanzlichter auf den nahen Alabaster-Kamin, auf das Silbergeschirr und auf die Glatze des Freiherrn.

Die Gebieter saßen beim Nachtisch. Tafeldecker und Kammerdiener standen mit der Würde von Ratsherren, ein paar betreßte Diener wie Generäle der Herzogin von Gerolstein aufrecht und blickten streng auf das Mädchen, das aus der Dämmerung trat.

Baron Ferdinand, ehedem beweglich und feurig wie ein Franzose, war, wie man von Schauspielern zu sagen pflegt — und er war einer — „ins Fach" der steifen Engländer übergegangen. Er rührte die Hand nur noch, um seinen langen, immerblonden Backenbart zu streicheln, sprach wenig und das Wenige bedächtig, und bezog Kleider und Stiefel aus London.

„Kommen Sie näher, liebes Kind," sagte die Baronin. „Bitte, hierher!"

Sein Klemmglas im rechten Auge, saß der Freiherr mit steifem Nacken, bis Armida an der Schmalseite der Tafel stand. Dann sah er sie an.

Er hatte eine blasse, demütige Kleine erwartet, die schluchzend, stotternd ihm die Hand küssen werde . . . Er ließ sein Augenglas niedergleiten und machte eine Viertelwendung mit dem Sessel.

Sie blickte sehr gelassen auf den Rittmeister a. D. und päpstlichen Geheimen Kämmerer di spada e cappa Ferdinand Maria Freiherrn von Oberkirch, Herrn auf Trüdringen. Dann senkte sie die Wimpern . . . Mustert mich, dachte sie, und ihr werdet finden, daß nur mein Kleid dieser Umgebung nicht

würdig ist. So schloß Machiavelli die Zueignung seines Buches vom Fürsten an Lorenzo von Medici: Wenn du von deiner erhabenen Höhe auf mich in der Tiefe niederschaust, wirst du erkennen, mit welchem Unrecht ich ein anhaltend widriges Schicksal ertrug.

Das schwarze Wollenkleid Armidas war allerdings nur von einer Dorfschneiderin gemacht, doch konnte es diesen herrlichen Körper nicht entstellen.

. . . Endlich fühlte der Hausherr, daß er etwas sprechen müsse. „Wie mir die Baronin sagt" — er schwankt einen Augenblick, ob er das Mädchen duzen oder mit „Sie" anreden soll — „sind Sie in Italien erzogen worden?"

„Erzogen, Herr Baron? Wie man die Kinder der Armen eben erzieht. In Carrara, wo der Vater jahrelang in Arbeit stand, ging ich in die Klosterschule. Unsere Mutter unterrichtete uns, so gut sie konnte, im Deutschen. Dann erkrankte unser armer Vater; wir wanderten unstät von Ort zu Ort. In Verona ist er gestorben . . ."

„Traurig!" sagte Oberkirch und spielte mit seinem Barte. „Doch wenn Sie dem Vertrauen, das die Baronin in Sie setzt, entsprechen, woran ich nicht zweifle, sind die schlimmen Jahre für Sie vorüber. Zunächst wird man für — für Ihre Ausbildung Sorge tragen."

„Wenn du erlaubst," fiel die Baronin ein, „werde ich mit Onkel Samuel sprechen."

„Ich muß Plan und Verantwortung dir überlassen," sagte er, immer ärgerlich, wenn seine Frau vor den Dienern von Onkel Samuel und Tante Sarah sprach. „Was ich von Ihnen erwarte, ist Ordnungsliebe und Religiosität — R e l i g i o s i t ä t!"

„Vor allem Muth, liebes Kind! Man muß lernen, so lange man lebt.“

Die Baronin bekam einen vollen Blick. „Wenn Dankbarkeit Talente ersetzen kann,“ sprach das Mädchen, „werden Sie niemals Grund haben, Ihre Wohlthat zu bereuen. Ich werde hoffentlich eine gelehrige Schülerin, sicherlich eine treue Dienerin.“

Für ihren Stand drückt sie sich gut, beinahe zu gut aus, dachte der Freiherr. „Sie werden müde sein,“ sagte er laut. „Wies man Ihnen bereits ein Zimmer an?“

„Ich habe sie vorläufig in das Stübchen neben Luisen einquartiert.“

„Liegt das Zimmer der Mamsell Luise nicht nach dem Garten? Dann haben Sie allerdings an der Fabrik eine unruhige Nachbarschaft. Aber in Ihren Jahren! . . . Schlafen Sie wohl! Buona notte!“

Armida küßte der Baronin die Hand, verneigte sich und zog sich mit der Anmut und Sicherheit einer Hofdame an die Schwelle zurück, wo sie von der Kammerjungfer erwartet wurde.

Die Baronin blickte lächelnd auf den Gemahl. „Ich bin überrascht,“ sagte dieser.

Er begleitete Dinah in ihr Zimmer im zweiten Stock. Da war nicht jene Sprödigkeit gegen kräftige Farben, die für vornehm gehalten wird; da gab es Blumen, Bücher, Gemälde. Im Kamin, der mit Majolika-Fliesen ausgelegt war, brannte ein Feuerchen.

„Wie freue ich mich deiner Ankunft, liebe Dinah!“ begann der Baron, während er aus der Schale, welche Dinah ihm anbot, eine Cigarette nahm. „Erlaubst du wirklich?“

„Wie immer."

Er zündete die Cigarette an und setzte sich seiner Frau gegenüber an den Kamin. „Ja, wie freue ich mich, daß du da bist!"

„Ich bin da, aber mein Gemahl wird bald nicht mehr da sein. Du befahlst den Wagen —"

„Ja, wenn ich gestern geahnt hätte, würde ich mir selbstverständlich den heutigen Abend freigehalten haben, obzwar Engelbert heute zum erstenmale den Klub der Unpolitischen besucht. Auch dein Papa wird dort sein und die Bekanntschaft vermitteln. Dein Papa ist überzeugt, daß Engelbert demnächst wieder baut. Unser Grundstück liegt ihm am bequemsten. Wir vergeben uns nichts; er soll, er wird zu uns kommen. Und so hätten wir denn Aussicht, den Stammsitz der Oberkirch, das schöne Trüdringen, wieder zu erwerben."

„Hoffst du, im Schlosse deiner Ahnen weniger dich zu langweilen, als in unseren Tiroler Sommerfrischen?"

Er warf mit einer unwilligen Gebärde die Cigarette ins Feuer. „Erlaube, liebe Dinah, das ist doch ein Unterschied."

„Wir werden in Trüdringen nur mehr Bequemlichkeit, nicht mehr Unterhaltung haben."

„Sei offen: du hast vom Landjunker die landläufige Vorstellung. Ja, Schöngeister sind sie nicht! Doch wenn ich mir meine Vettern lade, lädst du dir deine Professoren ein. Uebrigens ereifern wir uns zu früh. Noch ist Trüdringen nicht unser." Er sagte das mit erzwungenem Lächeln; innerlich war er wütend. Kommerzienrat Kohn, der Besitzer des größten Modegeschäftes der Stadt, gilt als Mil-

lionär. Wozu heiratet man denn die Tochter eines solchen Mannes, wenn man seine Launen — nein, seinen heißesten, gerechtesten Wunsch nicht befriedigen kann? Er vergaß, wie lange er „Herr auf Trüdringen“ gewesen, ohne ein einzigesmal an Trüdringen zu denken, denn das Schloß dieses Namens war schon seit Jahrhunderten nicht mehr im Besitze Derer von Oberkirch. Indessen hatte er sich erhoben. Er drückte nach einem Blick in den Spiegel die Nadel tiefer in die Halsbinde und zog die Handkragen weiter heraus.

„Was ich sagen wollte: deine Meinung von Emerich muß besser sein, als ich dachte. Du stellst ihn mit dieser deutsch-wälschen Schönheit auf eine starke Probe.“

„Ich habe durchaus keine gute Meinung von Emerich, aber ich werde meinen Schatz hüten.“

Das Gesicht des Freiherrn heiterte sich auf, wobei die verhängnisvollen Krähenfüße an den Augenwinkeln sichtbar wurden.

„Ich stehe für nichts,“ lächelte er; „Emerich wird kommen, sehen und sich verlieben. Und wenn man jung, verliebt und nicht schüchtern ist, überwindet man alle Hindernisse.“

„Ich werde Armida so erziehen, daß sie selbst sich schützt.“

„O, sicherlich wirst du ihr sehr gescheite Dinge sagen. Meine Dinah ist die einzige wahrhaft kluge Frau, die ich kenne. Wenn nur deine Schülerin auch dein kühles Blut besitzt! Unsere Schicksale hängen weit mehr von unserm Temperament, als von unserer Erziehung ab. Uebrigens kommt das Mädchen etwas spät in die Schule. Was Hänschen nicht lernt — —“

„Allerdings hat sie bisher wenig gelernt, aber deshalb steckt ihr auch keine Romantik im Blut, wie mehr oder weniger uns Gebildeten allen. Nicht das warme, sondern das erhitzte Blut begeht Tollheiten."

„Was soll sie denn werden?"

„Unabhängig."

Er blickte unter seinen langen Wimpern auf die Schlagfertige. Wenn ich um zehn Jahre jünger wäre, dachte er, sollte sie mir nicht so sprechen!

„Dann mußt du ihr bei Zeiten einen reichen Mann suchen," versetzte er mürrisch.

„Eine reiche Heirat ist nur ein Mittel zum Zweck; nicht immer das richtige."

Zehn Jahre jünger! Nur zehn Jahre jünger! — Zehn Jahre früher, nach den Flitterwochen seiner zweiten Ehe, hatte Ferdinand auch schon diesen Wunsch gehegt.

„Du scheinst ja Großes mit dem Findling vorzuhaben. Wer weiß, vielleicht hat das weibliche Geschlecht, bis deine Mündel mündig wird, Sitz und Stimme im Parlament, und sie wirft sich auf die Politik, schreibt Leitartikel — natürlich für freisinnige Zeitungen — schreibt sich in unsere Kammer und redet sich aus der in den Reichstag und so weiter. Mich wundert längst nichts mehr. Meine guten Wünsche begleiten dich bei deinen Erziehungsversuchen. Weil wir aber von Unabhängigkeit sprechen, erlaube mir zu bemerken, daß ich beim Gesinde unter keinen Umständen Unabhängigkeit dulde. Franz teilte mir mit, daß in der Dienerstube Freitags Fleisch aufgetragen wird. Wir leben in einer katholischen Stadt, unter einem katholischen Herrn; ich will, daß man die Satzungen unserer Kirche in unserm Hause

achte. Da ich die Fasten halte, erwarte ich das Gleiche von der Dienerschaft."

„Wie du willst, nur nehme ich Luise aus. Sie ist kränklich und überdies Protestantin."

„Aus Rücksicht auf die eine gibt man nicht zehn andern ein Aergernis."

„Du hast recht; künftig wird Luise Freitags ihr Fleischgericht in ihrem Zimmer essen."

Er biß sich auf die Lippe. Behielt Dinah denn immer das letzte Wort?!

„Gut," sagte er nach einer kleinen Pause. „Du siehst, daß ich doch nicht so schwarz bin, wie du glaubst ... Schon vorgefahren, Franz? ... Wie schade! Weiß der Kommerzienrat, daß du zurück bist?"

„Ja, ich schickte Papa eine Zeile."

„Ich werde ihn bitten, morgen bei uns zu speisen ... Du siehst angegriffen aus. Lies heute abend nicht mehr. Auf Wiedersehen, meine Teure!"

Dinah hörte, wie der Kutschenschlag ins Schloß fiel, hörte das Geräusch von Wagen und Gespann auf dem Gartenwege, auf der Straße ... Sie seufzte ... Nach Monaten war sie wieder daheim. Daheim? Weil das Haus mit ihrem Gelde gekauft war; der Stuhl, auf dem sie saß, ihr gehörte? ... Der Hausherr fehlte. Aber man war ja in Süddeutschland. Der Bürger ist abends im Bierhause, der Edelmann im Klub oder — auch im Bierhause. Die Kinder müssen den Vater ersetzen. Dinah hatte keine Kinder. Aber vermißte denn sie ihren Gemahl? Nicht ihre Naturen schlossen einander aus; im Grunde sind die Menschen einander unangenehm ähnlich. Aus verschiedenen Schulen

waren sie hervorgegangen. Das trat erst in der Ehe zu Tage. Er hatte sie nicht nur wegen ihres Vermögens, sie ihn nicht nur wegen der Freiherrnkrone geheiratet. Dennoch würden sie ohne dies vorläufig Nebensächliche sicherlich nicht Mann und Frau geworden sein. Während der Werbung glänzte Baron Oberkirch in allen Farben; er zeigte alle Vorzüge, die er besaß, und heuchelte Eigenschaften, die er nicht besaß. Nach dem Kampfe, nach der Siegesfreude kam für Ferdinand die Müdigkeit und für Dinah die Ernüchterung. Lebemänner können alle Welt über ihr Alter täuschen, nur nicht ihre Frau. Ferdinand war nicht mehr feurig, nur noch frivol; nicht mehr ritterlich, nur noch höflich. Kleine Bemerkungen, die einer über des andern Freunde und Genossen machte, enthüllten eine große Kluft. Dinah hielt nach ihren Ueberlieferungen und Erfahrungen das Geld für die Angel, um welche die Welt sich dreht; ihrem Mann war die Geburt die Hauptsache. Er wünschte die gesellschaftlichen Zustände, wie sie Mitte des vorigen Jahrhunderts waren; Dinah blickte vorwärts.

Nach ihrem Seufzer griff die Baronin zu einem Buche, und der Lesestoff, den sie wählte, war ebenso sonderbar wie bezeichnend für die schöne Frau. Das Buch war ein „Russischer Sprachführer."

Unterdessen hatte Armida eine angenehme Entdeckung gemacht. Das zweite Stubenmädchen, Marietta, war aus dem Trentino gebürtig und sprach wie Armida deutsch und italienisch. Sie hatten in dem behaglichen Zimmer der Kammerjungfer ein Stündchen und darüber bald in der einen, bald in der andern Sprache geplaudert, von Trient, Roveretto und Riva. Daß sie dort Polenta und Nachtlager mit Ge-

sang und Lautenspiel verdient hatte, verschwieg Armida. Halbblut- und Vollblut-Italienerin zwitscherten und kicherten und lachten. Die Kammerjungfer Luise, ein schlankes, blasses, ältliches Mädchen, vom Gesinde „die Gräfin" genannt, blickte mit ihren taubengrauen Augen schwermütig von der einen zur andern. Sie können gut fröhlich sein, dachte sie; sie hatten eine glückliche Kindheit. Sie selbst war die Tochter eines armen Schneiders.

Als Armida in ihrem Stübchen war, leuchtete sie in alle Ecken, musterte die Wäschespinde, die von der guten Baronin gefüllt worden, und warf einen Blick in den Kleiderschrank, der noch leer war. Sie fuhr mit der Hand über die blütenweißen Bettbezüge. Sie schlief auch auf dem Strohsack immer gut; aber wie muß das Erwachen in solchem Bette köstlich sein! Und wie einladend war es! Allein noch war sie zu erregt, um zu schlafen. Sie rückte den Stuhl, einen gepolsterten Stuhl ans Fenster und blickte über den dunklen Garten hinweg auf die Bühne mit den fünf Monden. Noch war das Gebäude hell in allen Fenstern. Armida sah nichts von den Vorgängen, doch das wunderbare Licht, das dumpfe Getöse wirkten auf sie wie eine Symphonie Beethovens auf den Musikverständigen.

F. W. Engelbert las sie über den Fensterreihen aller Stockwerke. F. W. Engelbert, der unsichtbare Zauberer, beschäftigte Armida. Wie sieht er aus? Hoffentlich ist er nicht „alt, kurzsichtig und verheiratet" wie Baron Oberkirch!

IV.

Um dieselbe Zeit hatten die Stieglerwirtin und Magdalene ihren Einzug in der Weinschänke auf dem „Katharinenhofe“ beendigt. Der Katharinenhof, einst sicherlich ein Gräberfeld, lag inmitten der lauten, geschäftigen Altstadt auch heute noch wie eine Insel des Schweigens; hüben die gewaltige Mauermasse der Katharinenkirche, drüben eine Reihe altmodischer Häuser, einmal von einem Gäßchen durchbrochen, das steil in ein tiefergelegenes Viertel hinabgeht, und im Hintergrunde das Katharinenstift, ein langgestrecktes einstöckiges Gebäude mit geschnitztem Eingangsthor und Fenstern mit Maßwerk. Wendet man dem Stift den Rücken, so sieht man in eine immer belebte Straße, die längste der Stadt, in das Hin und Her von Fußgängern, Reitern, Fuhrwerken und auf das Modemagazin Frauenlob, einen Glaspalast mit lebensgroßen Puppen in kostbaren Ball- und Straßenanzügen, mit Bergen von bunter Seide, mit Spitzenkaskaden und Zelten aus türkischen und persischen Teppichen hinter den riesigen Spiegelscheiben. Vor diesem Tempel der Mode, diesem unerschöpflichen Goldschachte des Kommerzienrates Kohn, staut sich in der Neuen Straße von früh bis spät die Menge; die Neugierigen wollen sehen, die Eiligen drängen vorwärts. Das Rädergerassel hat nur ein Ende, wenn die

Janitscharen-Musik eines militärischen Aufzuges es übertönt. Aber dies Getümmel einer modernen Großstadt tost am Katharinenhofe vorüber, ohne dessen Sabbatstille zu entweihen. Während die Denksteine mit Geharnischten, die Strebepfeiler und Fialen, die Spitzbogenfenster im schwärzlichen Kirchengemäuer an das Mittelalter erinnern, versetzt uns der Anblick der Häuser und Kaufläden gegenüber in die Zustände vor hundert Jahren. Da stellt der „bürgerliche Wachszieher" seine roten und weißen Weihbilder, vergoldeten Taufkerzen und bunten Wachsstöcke aus. Dort glitzern Kirchengewänder hinter trüben Scheiben; Totenkränze aus gemachten Blumen mit Flören hängen am Eingang zum Blumenkeller; nur Gebetbücher liegen im Buchladen aus; der Zinngießer handelt mit Meßgeräten; der Vergolder wählt die Oelfarbendrucke für seine Rahmenmuster einzig aus der heiligen Geschichte; alles hängt mit der Kirche zusammen; alle scheinen von der Kirche zu leben. Ein Schneider, der seine Werkstätte unterm Dache hat, rechtfertigt seine Anwesenheit wenigstens durch seinen Namen: er heißt Aloys Kirchmeier. Nur das Wirtsschild über der niedrigen Eingangsthür zum Weinkeller ist weltlich: Zum lustigen Tiroler. Weinwirtschaft des Franz Atzwanger. Doch halt! Darunter steht: Weiße und rote Tirolerweine, heiliger Wein (vino santo)! Vom Platze führen einige Stufen in die Schankstube hinab und aus dieser wieder einige Stufen hinauf zur Küche und zu den kärglichen Wohnräumen. Am Tage halfen Dienstleute den Frauen beim Auspacken der Truhen und Kisten. Dann hatte Franz Atzwanger seine Landsmännin feierlich in ihr neues Heim eingeführt, ihr die Weinvorräte im Keller, die Geheimnisse des Küchenherdes

und die Vorrichtung für Gasbeleuchtung gezeigt. Nochmals rühmte er ihr die Vorzüge der Lage, die Zweckmäßigkeit der Einrichtung und den guten Ruf seiner Wirtschaft. Die Gaststube war zwar finster und feucht wie eine Grube, aber nach seiner Versicherung war sie eine Goldgrube. „Und wenn die Gas brennt," sprach er und ließ die vier Gasflammen leuchten, „gibt's kein gemütlicheres Wirtshaus in der ganzen Stadt!"

Als Atzwanger, der noch an demselben Tage abreisen wollte, seine Nachfolgerin verlassen hatte, blieb dieser nur noch eins zu thun. Das Haus war alt und hatte dicke Mauern. Eine Nische befand sich gegenüber der Eingangsthür. Atzwanger hatte darin seine Rechnungsbücher aufbewahrt, aber die Stieglerwirtin stellte das Marienbild, die hölzernen Leuchter und papierenen Blumensträuße hinein, jene Wahrzeichen eines christkatholischen Hauses über dem Thorwege zu Hohenbüchel. Das ewige Licht, das dort in mancher Nacht dem Durstigen einzig und allein den Weg zur Quelle gezeigt hatte, durfte auch hier nicht fehlen. Die kleine Ampel wurde mit Wasser und Oel gefüllt und vor dem Altärchen aufgehängt. Zwar war das ewige Licht im Vergleiche zu der steten weißen Gasflamme ein müdes Nachtlicht, doch die Frauen blickten auf den Flackerschein hinter dem blauen Glase mit Rührung und falteten unwillkürlich die Hände.

„Hast du deinen Rosenkranz?" fragte die Stieglerwirtin.

„Ja."

„Dann können wir anfangen."

Beide Frauen schlugen das Kreuz.

„Den du, o Jungfrau, vom heiligen Geiste empfangen hast,“ begann Magdalene vorzubeten.

„Wo hast du deine Gedanken?“ unterbrach sie die Stieglerwirtin. „Seit wann beten katholische Christen zwischen Ostern und Advent den freudenreichen Rosenkranz? Jetzt haben wir den glorreichen: Der von den Toten auferstanden ist.“

„Misericordia, die Frau Mutter hat recht! Der von den Toten auferstanden ist —“

Der Rosenkranz dauerte eine Stunde und wurde nur zweimal durch den Eintritt von Zeitungsverkäuferinnen unterbrochen. Nach dem Rosenkranz setzte sich die Stieglerwirtin auf das Sofa, das unter der Nische hinter einer langen Tafel stand; zwei kleinere Tische befanden sich rechts und links vom Eingange.

„Wie der Atzwanger Franz sagt, kommen die meisten Gäste zum Frühschoppen,“ bemerkte die Frau zu ihrer eigenen Beschwichtigung . . . „Jetzt hol' Brot und Wurst aus dem Korb und einen Liter Wein aus dem Keller und bring' auch für dich ein Glas.“

„Das sind die letzten hausgemachten Würste, die ich esse“, jammerte die Stieglerin, als sie ihr Nachtmahl verzehrten. „Hier sind Würste billig wie Roßfleisch, da thät' mir meine Arbeit leid.“ Sie nötigte Magdalene zum Trinken. „Trink! trink! Dem Ochsen, der uns drischet, soll man nicht das Maul verbinden. Wie schmeckt dir der Wein?“

„O, der ist freilich gut!“

Die Wirtin hielt ihr Glas gegen das Licht. „Du verstehst nichts. Wenn ich den Atzwanger Franz nicht als einen

gottesfürchtigen Mann kennte, würde ich ihn für den größten Hallunken, den die Welt trägt, erklären. Denn das ist im Leben nicht der Wein, den er mir neulich zu kosten gab! . . . Mag sein, daß der schlechte Schmack in meinem Munde nicht vom Wein, sondern vom Weinen kommt. . . Nimmt denn das Gefahre in den Straßen gar kein End'? Horch, Blechmusik! Die spielt beim Ledererbräu. Aus unserer Wohnung kann man in den Garten und in die Hintersäle sehen. Die Fenster sind hoch wie Kirchenfenster und breiter, die Wände ein Spiegel und die Decken von Gold. Und zu dieser Pracht dann der Maßkrug! Ich habe von jeher einen Gift auf das Bier gehabt. Komm, komm, gehen wir hinaus und schauen wir uns die Kirche an! Das ist eine andere Nachbarschaft!"

Der Katharinenhof lag unter dem Nachthimmel öde und von einer einzigen Gasflamme kümmerlich beleuchtet, die Läden und Werkstätten waren schon geschlossen und nur da und dort ein Fenster hell. Um so mehr Glanz und Lärm war in der Neuen Straße. Da trieb noch immer die Menge, Eilige und Schlenderer, Fröhliche und Verdrießliche, Jung und Alt, dahin; da tönten noch immer die Streitrufe der Kutscher, die Pfeifen- und Glockenzeichen; das wohlgenährte Gespann der Equipagen bäumt sich vor Ungeduld neben dem müden Droschkengaul; es rumpeln die Omnibusse und gleiten die Wagen der Pferdebahn vollbeladen an einander vorüber.

Aber nicht nur in der Neuen Straße, rings um den Katharinenhof war es licht und laut. Die Stadt ist ein ungeheurer Bahnhof: Züge kommen und gehen, Volk rennt hin und her, alle Räume sind taghell erleuchtet, überfüllt und lärmvoll — nur der Katharinenhof ist ein stilles dämmeriges Wartesälchen für die Reisenden eines Binnen-Bummelzuges.

Unter den vielen schimmernden Palästen und Kaufhallen der Neuen Straße bot das Modemagazin Frauenlob das glanz- und farbenreichste Bild. Der Blick vom Katharinenhofe auf seine Vorderseite war wie der Blick in ein Riesen-Kaleidoskop.

„Ach, wie schön!" rief Magdalene.

„Das ist nichts für uns," sagte die Stieglerwirtin, „dort lockt die Hölle die Hoffärtigen und Gottlosen! Schlag' die Augen nieder, wenn du dort vorbeigehst! Solch ein Modekasten ist schlimmer als ein Biergarten. . . Da schau hin!" — sie zeigte auf das Katharinenstift — „das ist unser Haus! Da wohnt der Mann, auf den die ganze Christenheit stolz ist: der hochwürdige Präses des Katharinenstifts und Stadtpfarrer Matthias Steinacker. Wenn er predigt, kann in der Katharinenkirche, so groß sie ist, kein Apfel zur Erde. Prinzen und Prinzessinnen, Fürsten und Grafen hören ihm zu. Er aber sagt Hoch und Niedrig die Wahrheit. Er zieht jedem das Gewand herunter, auch wenn es von Seide und Samt und von der teuersten Schneiderin gemacht ist, zieht uns aus und sagt: Nichts bist, gar nichts, als ein sündhafter, elender Mensch, der ohne die Hand Gottes und unsere heilige Kirche verloren ist! Wenn er zu predigen aufhört, schwimmt alles in Thränen. Eisgraue Sünder hat er schon bekehrt! . . . Ich kann nicht sagen, wie ich mich auf morgen freu'. Erst hören wir die Messe, dann beten wir einen Rosenkranz vor dem wunderthätigen Muttergottesbild, und dann machen wir dem hochwürdigen Herrn Stadtpfarrer unsere Aufwartung. Hast du den Brief vom Vikar gut verwahrt? Der Herr Stadtpfarrer und der Vikar sind Spezi. Der Herr Stadtpfarrer war auch einmal in

Hohenbüchel. In meinem Garten hat er mit dem Vikar Wein getrunken. Gott verzeih' mir die Sünde: ich bin froh, daß ich damals nicht in der Vesper im Stadtl war. Siehst du dort den grünen Schein an den zwei Eckfenstern? Dort wohnt er. O, jetzt ist mir wieder wohl! Um einem solchen Manne nah' zu sein, verkaufe ich all mein Hab' und Gut. Jetzt laß uns wieder hinunter gehen. Es könnten halt doch noch Gäste kommen . . ."

Der Polizeimann erschien in Meldungs-Angelegenheiten. Da sich herausstellte, daß er ein Hausgenosse war, trug Magdalene zwei Liter Wein in den dritten Stock hinauf, mit einem schönen Gruß von der Frau Stiegler an die Frau Wachtmeister. Indes bat die Wirtin den Polizeimann, bei ihr Platz zu nehmen; allein er lehnte die Einladung ab, weil er im Thalia-Theater die „Schur" habe.

„Sie kennen doch das Thalia-Theater? Nein? Wenn Sie das Gäßchen hier nebenan hinuntergehen, kommen Sie auf den Marktplatz; auf den Marktplatz mündet die Heinrichsstraße, und in der Heinrichsstraße steht das Thalia-Theater, das ehemalige kurfürstliche Opernhaus, ein alter Bau mit neuem Aufputz . . . Gehen Sie gern ins Theater?"

„Gott soll mich bewahren, nein! . . . Sagen Sie mir, Herr Wachtmeister, sind Sie mit dem hochwürdigen Herrn Pfarrer Steinacker bekannt?"

„O, sehr gut bekannt. Sie auch?"

„Ei freilich."

Der Polizeimann faltete die Hände, die mit schwärzlichgrauen Waschhandschuhen bekleidet waren, und verdrehte die Augen. „Das ist ein Mann!" sprach er. „Wenn's nach dem ginge, hätten wir von der Polizei ein Paradies; denn

dann gäbe es kein Theater, keinen Tanzsaal" — kein Wirtshaus, wollte er sagen, aber verschluckte das Wort ... „Ja, das ist ein heiliger Mann! Wissen Sie denn, wie er Geistlicher geworden ist? Sie wissen das nicht?! Eine merkwürdige, eine schauerliche Geschichte!"

„O, ich bitte Sie schön, nehmen Sie Platz," flehte die Stieglerwirtin; aber der Mann blieb standhaft und versprach seinen Besuch und die Geschichte auf ein andermal.

Verschiedene Händler kamen, Männer, Frauen und Kinder mit Apfelsinen, gebratenen Häringen, Gypsfiguren, Messern, Hampelmännern, Zündwaren, Blumen, Rettigen, Ballons, Nüssen, Kreiseln, mit einem Affen, mit Lotterielosen u. s. w. Sie zogen sich beim Anblick der leeren Stube schleunigst und nicht einmal enttäuscht zurück. Ein Student kam in die Stube gestolpert und fragte: „Ist Meier nicht hier?" und stolperte, bevor die Wirtin antworten konnte, wieder hinauf . . .

Zuletzt fielen beiden Frauen die müden Augen zu . . . Die dröhnenden Schläge der Thurmuhr weckten sie. Es schlug Elf.

„Polizeistund'!" sagte die Frau; „jetzt sperren wir zu. Morgen wird vor Mittag nicht aufgemacht."

Die Wohnräume waren beschränkt. Es gab eine schöne Stube, d. h. eine Stube mit alten Möbeln unter gestrickten Schutzdecken, mit staubigen Sträußen aus getrockneten Blumen und mit geschmacklosen Stickereien. Man trat auf einen Löwen und lehnte sich an einen Mops. In einem zweiten Zimmer war eben nur für das Bett der Herrin, einen kleinen Waschtisch und großen Hausaltar Platz. Magdalene mußte in der Küche schlafen.

Bevor sie Gute Nacht! sich wünschten, beteten sie mit einander laut den Glauben. Dann sagte die Wirtin: „Eigentlich bin ich froh, daß niemand gekommen ist. Eine Stube voll wildfremder Menschen hätte mir das Herz noch schwerer gemacht. Man muß sich erst hineinleben . . . Ob man am Stammtisch beim Stiegler heute meiner denkt? . . .“

Ob die Schwester an mich denkt? fragte sich das Mädchen. Gott gebe, daß die Baronin so gut und so fromm ist wie meine Frau! . . . Sie horchte auf.

„Frau Mutter, hören Sie nichts? Ich glaube, man klopft an die Kellerthür.“ Die Wirtin, die ein- über das andremal gähnte, meinte, das könne auch an der Hausthür sein.

„Nein, sicherlich klopft man bei uns!“ rief aufgeregt Magdalene.

Aber die andre blieb gelassen. „Ich mach' heut nimmer auf!“ sprach sie, die Stieglerwirtin von Hohenbüchel jeder Zoll.

Wenn sie gewußt hätte, wer klopfte, würde sie vielleicht doch geöffnet haben. Wenn nicht des Gewinnes halber, doch aus Neugierde.

V.

Kommerzienrat Kohn, der Schwiegervater Oberkirchs, gehörte zu den Gründern und Stützen des Klubs der Unpolitischen. Nach einer heiteren Tafel im Speisehause des französischen Kochkünstlers Lissac war der Verein von einem Dutzend wohlgestellter Lebemänner gegründet worden. Die Satzungen wurden noch am selben Abend entworfen, der Vorstand gewählt, eine fürstliche Wohnung, welche im Hause zufällig leer stand, gemietet, die Verpflegung dem Franzosen übertragen. Jedes Mitglied verpflichtete sich, im Verein niemals über Politik zu sprechen. Man sollte denken, daß niemand dies Versprechen halten könne. Indes war der Jahresbeitrag so beträchtlich, daß nur Reiche Mitglieder werden konnten. Männer wie Kommerzienrat Kohn, mit einem jährlichen Einkommen von hunderttausend Mark, gehören nicht zu den Mißvergnügten. In der Regel jedoch führt nur der Unzufriedene das große Wort. Alle vierzehn Tage fand im Festsaal bei Lissac ein gemeinsames Nachtmahl statt. Ein Mitglied, durch das Los bestimmt, übernahm die Speise-Ordnung und die Auswahl der Weine. Die Kosten wurden aus der Vereinskasse bestritten; doch waren der Großmut des Tafelleiters keine Schranken gesetzt, und zum Ruhm der Gesellschaft sei gesagt, daß jeder eiferte, den

Liebesmahlen eine besondere Würze und Weihe zu verleihen. Der eine spendete hochfeine Weine, der andre überraschte die Unpolitischen mit einer guten Tafelmusik. Ein Dritter hatte einen Nebenraum in eine urgemütliche Bierhalle verwandelt, wo nach Mitternacht den Gesättigten, aber noch Durstigen eine frische Maß geschänkt wurde. Kommerzienrat Kohn, ein Feinschmecker, tischte Leckerbissen aus aller Herren Ländern auf; sein Schwiegersohn dagegen hielt mehr auf die Schüssel, als auf den Inhalt. Unter ihm war die Tafel prächtig gedeckt und — mitten im Winter — mit den schönsten Blumen bestreut. Ein paar Dutzend wohlgeschulter Livreediener warteten auf, und wie die Gänge, wechselten Art und Muster des Geschirres; man aß auf Meissener und Sèvres-, böhmischem und japanischem Porzellan, auf altem Augsburger Silber und neuem von Fulton in London.

Die unpolitischen Tischabende und Abendtische wurden bald berühmt.

Aber auch sonst lebte man im Klubhause nicht schlecht; die Zimmer boten ein Heim englischer Bequemlichkeit, man hatte eine gut gewählte Bücherei, und um die Tapferkeit der Mitglieder zu erproben, alle bedeutenden Zeitungen der Welt; Rauch- und Billardzimmer; man speiste ausgezeichnet und fand immer freundliche Menschen, die zu einem Spielchen oder einer Bowle bereit waren.

Die Unpolitischen hatten sich zur Sitzung, die den Freiherrn von Oberkirch von seiner Gemahlin abrief, zahlreich eingefunden. Drei neue Mitglieder, hochangesehene Männer, wurden feierlich eingeführt, die Tafelmeister für die zwei nächsten Vereinsmahle durch das Los bestimmt. Der Zufall wollte, daß der Name eines soeben Aufgenommenen ge-

zogen wurde. Unter allgemeinem Beifall gab der Vorsitzende bekannt, daß unser berühmter Mitbürger, Herr Friedrich Wilhelm Engelbert, für die zweitnächste Tafel alle Pflichten und Rechte eines Präsidenten übernehmen werde. Engelbert, der Inhaber der großen Telegraphenbau-Anstalt, war ein Mann von fünfunddreißig Jahren, groß, braun, bärtig, ein Bild der Kraft und Gesundheit. Er lächelte gutmütig zu den Scherzen über sein zweischneidiges Glück.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Herr Engelbert," sagte der Legationsrat von Hamster, der immer ein ironisches Lächeln auf den Lippen und einige bunte Bändchen im Knopfloch hatte; „geben Sie uns einen Theater-Abend!"

Engelbert, der keine Familie besaß, gehörte zu den Gründern des Thalia-Theaters. Dasselbe pflegte nur die heitere Muse und sah bei der Wahl der weiblichen Mitglieder mehr auf Schönheit als auf Talent.

„Ich weiß Besseres," rief der Hoftheater-Intendant, Exzellenz von Wandl; „wir dinieren am Ehrenabend des Herrn Engelbert bei elektrischer Beleuchtung!"

„Abgemacht!" erwiderte Engelbert ohne Besinnen.

Kommerzienrat Kohn nahm die schwarzseidene Mütze ab, die er angeblich wegen eines rheumatischen Kopfleidens im Zimmer zu tragen pflegte. Sein Haar war schneeweiß, aber noch so dicht wie vor dreißig Jahren, als er in der Neuen Straße ein kleines Handschuhgeschäft eröffnete und damit den Grundstein zur Siegeshalle Frauenlob legte.

„Der Verein der Unpolitischen dankt."

„Was ist das für unsern Telegraphen-König!" meinte Bahndirektor Pleninger. „Wie man sagt, haben Sie an Ihrer Sechzigpferdigen noch nicht genug?"

„Ich kann Ihr schmeichelhaftes Wort noch nicht annehmen“ — dies „noch nicht“ war bezeichnend für Engelbert — „Siemens und Halske arbeiten allein in ihrer Berliner Fabrik mit vierhundert Pferdekraft.“

„Wenigstens sind Sie auf gutem Wege,“ lachte ein alter General in Zivil und schlug Engelbert vertraulich auf die Schulter.

Baron Oberkirch hatte mit seinem Schwiegervater einen verständnisvollen Blick gewechselt.

„Darum bin ich für elektrische Beleuchtung und Theater,“ fiel der Legationsrat ein. „Freilich, auf die schöne Sperl müssen wir verzichten. Ihre Hochzeit mit dem Grafen Semola findet in acht Tagen statt. Wahrscheinlich haben Sie bereits Ersatz für sie?“

„Das müssen Sie unsern Direktor fragen,“ antwortete Engelbert; „ich habe auf den Gang der Theater-Angelegenheiten nicht den geringsten Einfluß. Nicht einmal in Beleuchtungsfragen! Seit der Gründung dringe ich vergeblich auf Einführung des elektrischen Lichtes.“

„Also beschämen Sie Ihre stumpfen Kollegen! Lissacs Speisesaal hat auch noch für eine Bühne Raum. Erst Theater, dann Diner! Wie?“

„Meinethalben auch das,“ antwortete Engelbert nach einigem Zögern; „aber was wünschen Sie für ein Stück?“

„Ich schlage in diesem Falle ein Stück von unserm talentvollen T—t—tausig vor,“ sagte Exzellenz Wandl, der, namentlich wenn es sich um litterarische Namen handelte, stotterte. „Wir haben ein Drama von ihm seit einiger Zeit lagern, das sich vortrefflich eignen dürfte.“

„Von Tausig?“ rief der Legationsrat erschrocken.

„Schlagen Exzellenz lieber gleich den ungestrichenen Don Carlos vor! . . . Der Spaß darf nicht lange dauern. Denken Sie an das Mahl! Ich kann nach Zehn weder Trüffeln noch Hummer vertragen.“ Man stritt, man lachte, man wurde nicht einig.

„Erlauben Sie mir einen Vorschlag zur Güte, meine Herren,“ mischte sich der Vorsitzende in den Streit. „Wie wäre es mit lebenden Bildern statt eines Stückes?“

„Bravo!“ — „Angenommen!“ — „Lebende Bilder!“

„Wer steht, wer stellt?“ fragte Bankier Heinemann.

„Das muß Engelbert überlassen bleiben. Einverstanden, Engelbert?“

„Ich verstehe von diesen Dingen weniger, als der Bauer von Cicero; doch wer A sagt, muß auch B sagen. Gut für die lebenden Bilder!“

„Bravo! Und somit erkläre ich diese ereignisreiche Sitzung für geschlossen . . . Lieber Engelbert, mein Schwiegersohn Baron Oberkirch wünscht längst die Bekanntschaft seines berühmten Nachbars zu machen . . .“

Wenn Baron Ferdinand Oberkirch etwas erreichen wollte, konnte er noch immer liebenswürdig, gesprächig, geschmeidig sein; allein Engelbert hörte die Schmeicheleien mit seinem gewohnten, breiten Lächeln und mit der Gelassenheit eines Fachmannes an. Nicht ein Wort bezüglich der geplanten Vergrößerung seiner Anstalt kam über seine Lippen.

Unterdessen waren beide aus dem Spielzimmer, das die meisten anzog, ins Lesezimmer getreten. Da war es mäuschenstill; es roch nach Juchten, womit die Stühle bezogen waren. An der langen Zeitungstafel saß nur einer, ein kleiner, buckliger Herr, und las. Oberkirch und Engel-

bert nahmen an einem Seitentische Platz. Der Baron war klug genug, auch mit seinen Absichten zurückzuhalten. Er begann von andrem.

„Sie spielen nicht?"

„Niemals. Als junger Mann war ich zu arm dazu, und jetzt bin ich zu sehr beschäftigt. Auch habe ich kein Vertrauen zu meinem Glück."

„Und doch glückt Ihnen alles."

„Ich kann Ihnen versichern, daß ich niemals etwas auf gut Glück unternahm. Meine Erfolge sind mein Recht! Das Glück ist für Schlafende."

„Mein Schwiegerpapa denkt anders. Das Glück spielt immer die erste Geige, sagt er, wenn man ihn fragt, wie er vom Esel aufs Pferd kam."

„So mag er reden; doch glauben Sie mir, Kommerzienrat Kohn ist ein fester Geschäftsmann."

Der einsame Leser räusperte sich und warf über die Zeitung weg einen wütenden Blick auf die lauten Sprecher. Allein Oberkirch sah nur, was er sehen wollte, und sein Begleiter saß mit dem Rücken gegen die Tafel. Engelbert that nicht nur, als sei er daheim; er fühlte sich auch überall und zwar überall sofort daheim.

Indem brachte ein Diener der Unpolitischen ein Briefchen an den Freiherrn von Oberkirch.

„Erlauben Sie?" wandte sich der Baron an den Fabrikherrn und nahm eine Karte aus dem Umschlag. Er überflog erst die Zeilen und las dann mit halblauter Stimme:

„Lieber Papa! Meister Anton Faber und meine Wenigkeit kneipen bei Lissac. Wie man mir sagt, bist du bei den Unpolitischen. Meister Anton sehnt sich nach deiner Be-

kanntschaft, und mich würde es riesig freuen, euch beide zusammen zu sehen und ein Glas Sekt darauf zu trinken. Sei großmütig und steige eine Treppe tiefer! . . . Dein Emerich."

„Das ist mir des Glücks zuviel," sagte der Baron. „Herr Faber sehnt sich — dummes Zeug! Mein Junge will Sekt trinken, und deshalb sollte ich auf Ihre Gesellschaft verzichten? Nimmermehr."

„Wenn weiter nichts Sie hier zurückhält," fiel der andre ein. „Ich gehe mit Ihnen. Anton Faber, das ist der vielgenannte Hellmaler, also mein Mann. Machen wir seine Bekanntschaft! Vielleicht nimmt er mir die Sorge wegen der lebenden Bilder ab."

Oberkirch fertigte den Diener ab, dann wandte er sich wieder an Engelbert. Derselbe stelle sich die Sache zu schwer vor, meinte er. „Wenn ich nicht verheiratet wäre — übrigens wird Faber sicherlich seine Schuldigkeit thun. Soll Künstler ersten Ranges sein. Ob deshalb seine Gesellschaft besonders angenehm, scheint mir fraglich. Alle Originale trinken."

„Um so besser für mich. Nach der dritten Flasche sagt er Ja."

„Wie es kommen mag, halbpart, lieber Engelbert! Sie tunken den Professor, ich säuge meinen Sohn . . . Aber die Auswahl der Damen behalten Sie sich doch vor?"

„Gott bewahre mich, damit will ich schon gar nichts zu thun haben."

Oberkirch kniff das linke Auge zu. „Vergebung, die Aufsichtsräte des Thalia-Theaters stehen sonst nicht im Rufe von Tugendbolden."

„So bin ich besser als mein Ruf. Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, warum ich das Thalia-Theater gründen half. Jeder Mensch hat seine Schwäche. Ich habe sie fürs Theater. Nein, nein, Sie mißverstehen mich, nicht für die Damen vom Theater! Das heißt, auch sie gefallen mir, aber nur auf der Bühne. Das volle Haus vor dem geheimnisvollen Vorhang, die Bühne, das Stück, alles bezaubert mich. Ein echter Barbar, bin ich durchaus nicht wählerisch; ich lache bei den Possen, bin gerührt beim Trauerspiel. Was die Oper anbelangt, bekenne ich demütig, daß ich den alten Verdi dem neuen vorziehe. Auf der Bühne nehme ich alle Unwahrscheinlichkeiten hin. Sie übt noch heute die gleiche Macht auf mich, wie dereinst auf den Jungen."

„Merkwürdig! Uebrigens hat meine Frau einen alten Verwandten, einen grundgescheiten, hochgelehrten Mann; der schwärmt auch in Ihrer Weise für das Theater. Wenn er kein armer Teufel wäre, würde er sicherlich auch Theater gründen."

„Ein Verwandter Ihrer Frau und arm?"

„Sagen Sie ein Kohn und arm, das ist das Wunderbare. Sie werden ihn bei uns sehen."

Engelbert zuckte die Schultern. „Wenn er wirklich so gescheit ist, wie Sie sagen, und dennoch arm blieb, fehlt ihm das Beste, Energie!"

Sie standen auf. „Wollen Sie nicht den Kommerzienrat einladen?"

Der Baron legte die Hand sanft auf Engelberts Arm. „Erstens sitzt er bei den Karten, und dann — mein Sohn und er — Schwiegervater und Stiefenkel, Sie verstehen mich — kleine Familien-Idylle! Uebrigens können wir ja

hinterlassen, wo wir zu finden sind . . . Bitte, keine Umstände! Sie haben Ihren Hut in der Garderobe?"

Der einsame Leser atmete hörbar auf.

„Ja, ja, Herr Sanitätsrat," sagte Oberkirch, „nun können Sie Ihr Leibblatt, die Frankfurter Zeitung, in Ruhe lesen."

„Ich will's hoffen."

„Bitte, nicht weil Sie hoffen, sondern weil wir unten erwartet werden. Kommen Sie, lieber Engelbert!"

Im Zimmer Louis XV., dem kleinsten der Lissac'schen Speisesäle, saßen der junge Oberkirch und Maler Faber. Sie hatten zu Nacht gegessen und eine Flasche Rotwein zur Hälfte geleert. Monsieur Lissac, der sich auf sein Stilgefühl ebensoviel einbildete, wie auf sein Kochtalent, brannte im Zimmer Louis XV. nur Kerzen. Allerdings nur Stearinkerzen, aber rosig gefärbt. Das in seiner Art reizende Sälchen wurde deshalb abends nur „guten" Gästen geöffnet. Jene beiden waren gute Gäste.

Die Freunde liebten feine Gerichte auf einer schön gedeckten Tafel; beide vermieden in ihrer Erscheinung alles Auffällige, alles, was an ihr „Künstlertum" erinnerte; beide folgten der Mode, auch in ihren kleinen Launen, bezüglich des Parfüms, der Farbe der Halsbinde u. s. w.

Diese Aeußerlichkeiten waren vielleicht mehr als die Kunst das Medium ihrer Freundschaft. Faber überragte den jungen Baron an Talent und Können berghoch; immerhin war Oberkirch kein gewöhnlicher Mensch. Wenn er saß, schien er ein vollkommen schöner Mann zu sein; blond, aber ohne Weichlichkeit, ein junger Mars; man bewunderte ihn.

Wenn er stand oder ging, war er zu bedauern. Sein rechter Fuß war kürzer, als der linke. Der weit ältere Faber hatte Arme und Fäuste wie ein Schmied. Er konnte sich wie Théophile Gautier rühmen, einen Türkenkopf mit fünfhundertdreißig Pfund zu treffen. Er war kurzhalsig und von gedrungener Gestalt. Wie sorgfältig er sich kleiden mochte, ein Dandy wurde er nie; man mochte ihn für einen Landwirt halten.

Faber war seinem Aeußeren zum Trotz kaltblütig; Emerich war es nur, so lang es nicht um Frauen sich handelte. In der Liebe, der Liebe ohne Phrase, der Liebe, die wie Feuer brennt, bis sie besitzt, war er ohne Wahl und ohne Bedenken. Kaum den Anstand vermochte er zu wahren. Diese seine Leidenschaft wurde sein Verhängnis. Zum Offizier erzogen, war er mit zwanzig Jahren kräftig und gewandt, Meister in allen körperlichen Übungen, im Reiten, Fechten, Schwimmen. Seine Beförderung zum Leutnant stand bevor. Da mußte er, um die zweifelhafte Ehre einer leichtsinnigen Frau zu retten, einen Sprung aus dem Fenster thun, der auch für ihn zu gewagt war. Er brach den Fuß. Leichtsinnig verließ er sein Lager zu früh. Nun mußte zur Knochenzertrümmerung geschritten werden. Diesmal machte er sich nicht zu zeitig auf, blieb aber ein Hinkefuß für alle Zeit. An eine militärische Laufbahn war nicht mehr zu denken. Ein schrecklicher Schlag für ihn! Er wurde Maler, hatte leidlichen Fleiß und große Erwartungen; doch wenn er seine ehemaligen Kameraden mit der Schwadron reiten sah, quoll ihm das Herz. Die Jagd nach dem Weibe hörte darum nicht auf.

„Famos!“ sagte Emerich, da der Kellner Baron Fer=

dinands Zusage ausrichtete. „Da können wir ja den Stoff wechseln. Sind Sie für Moët oder Heidsieck?"

„Ich bleibe bei Paragraph elf," erwiderte Faber. Paragraph elf war ein Bordeaux, den ein stadtbekannter Lebemann als die Perle des Lissaschen Kellers erklärt und mit dem Uebernamen für die Eingeweihten ausgezeichnet hatte.

„Wie Sie wollen, lieber Faber, ich aber muß Sekt trinken, wenn ich mich freue, und ich freue mich, Sie beide an einem Tische zu sehen, Sie, dem alles Wurst ist außer der Kunst, und Papa, dem nichts so Wurst ist wie die Kunst."

„Da wir somit beide keine Veranlassung haben, von Malerei zu reden, werden wir uns ausgezeichnet vertragen. Raucht Ihr Papa?"

„Ja, und nur die besten Marken."

„Vortrefflich! Man spricht bei gutem Wein von Zigarren und bei einer guten Zigarre vom Weine nie genug."

„I bewahre! Gerade vom Malen müssen Sie mit Papa sprechen. Als ich die bunte Jacke auszog, sollte ich Diplomat werden; aber das Thun und Trachten aller dieser Staatskünstler läuft auf das eine hinaus: Wie machen wir's, daß wir im nächsten Kriege siegen?! Immer den Krieg vorbereiten und niemals einen Krieg mitmachen — gräßlich! Ich bereitete dem Papa die großartige Enttäuschung und wurde Maler. Sie müssen Papa verzeihen. Altertum! Allein wenn Papa sich auch nicht freut, daß ich Maler bin, so freut es ihn doch, zu hören, daß ich ein guter Maler bin — und hoffentlich bin ich auf dem rechten Wege dazu!"

„Wenn Sie auf Ihrer ewigen Suche nach Modellen weniger Zeit vertrödelten, würden Sie auf dem rechten Wege

weiter sein. Das Modell ist überall. Der Fisch muß schwimmen, der Maler malen."

Baron Ferdinand und Engelbert traten ein.

Schüchternheit war keinem der vier eigen, dennoch waren Vater und Sohn die gesellschaftlich Gewandteren, das heißt, die Gleichgültigen; sie fanden sofort den richtigen Plauderton. Erst der Wein machte die beiden Bürgerlichen gesprächig, und als sie den gemeinsamen Punkt gefunden, blieben sie haften.

Wie einseitig sie sind, dachte Baron Ferdinand; jeder spricht wie ein Professor, als ob ich morgen Techniker oder Maler werden wolle. Er atmete auf, als Engelbert auf die lebenden Bilder zu sprechen kam.

„Zwar habe ich, Gott sei Dank, nicht mehr nötig, lebende Bilder zu stellen und Tischkarten zu zeichnen," erwiderte Faber auf das Gesuch des Fabrikanten; aber das elektrische Licht reizt mich. Ich nehme Ihren Vorschlag unter der Bedingung an, daß ich dem Geschmacke der Mehrheit keine Zugeständnisse mache. Wenn Sie mittelalterliche Juwelierstöchter und Ritter in funkelnagelneuem Seidenwamms oder deklamierende Minnesänger erwarten, bin ich nicht der Mann für Sie."

„Theater!" warf der junge Baron ein; er pflegte mit diesem Schlagworte alles zu bezeichnen, was er für veraltet und überwunden hielt.

„Ich stelle Ihnen das Licht und so viel Kasse, als Sie brauchen, zur Verfügung. Im übrigen sind Sie Herr und Meister."

„Das Angenehmste bei der Sache ist," meinte Oberkirch der Aeltere, „daß Sie auch in der Damenwahl keinem Zwang

unterworfen sind. Die Abende der Unpolitischen sind Herrenabende. Bezüglich des weiblichen Materials gelte Ihnen: Erlaubt sind, die gefallen!"

„Ob das, was mir gefällt, auch Ihnen gefallen wird, Herr Baron, fragt sich. Immerhin werden Sie mal was anderes erleben, als die Maskeraden mit Harmonium-Begleitung bei der Herzogin Cäcilie."

„Hatte die letzte Vorstellung nicht Ihren Beifall?"

„Ich habe nicht den Vorzug, zu den Günstlingen der Herzogin-Mutter zu gehören. Aber die Zeitungen beschrieben die reizenden Bilder ja ausführlich genug."

„Theater!"

„Wenn man gewußt hätte, daß Professor Faber zu gewinnen sei, würde Hoheit mit Achten bei Ihnen vorgefahren sein."

„Das glauben Sie doch selber nicht!" sagte Faber derb. „Bleiben wir bei den Unpolitischen! Da Sie mir großmütig freie Hand ließen, will ich freimütig mit Ihnen die Sache beraten. Ich kann Ihnen schon morgen ein Dutzend Vorschläge machen. Aber vorher lassen Sie uns die Räume besehen!"

Man ließ Monsieur Lissac sagen, daß die Herren die Festhalle im zweiten Stock zu sehen wünschten. Der höfliche Franzose erschien sofort selbst als Führer, aber nur Faber und Engelbert begleiteten ihn. Baron Ferdinand gab vor, von allen Verabredungen und Vorbereitungen nichts wissen zu wollen, um sich nicht die Ueberraschung zu verderben. In Wahrheit war er zu faul, die zwei Treppen zu steigen. Sein Sohn mußte ihm, mochte er wollen oder nicht, Gesellschaft leisten.

—

„Warum schlugst du nicht mich vor, Papa? Ich bin noch nicht über die lebenden Bilder hinaus.“

„Wenn die Undankbaren nicht daran denken, daß ein Oberkirch Künstler ist, kann doch ich nicht reden.“

„Macht nichts, Faber ist ein guter Kamerad. Ich bekomme mein Teil.“ Emerich schenkte seinen Krystallkelch voll. „Wie findest du den Sekt, Papa?“

„Du weißt, daß ich kein Trinker bin; auch habe ich, um mit Bismarck zu sprechen, mein Maß Sekt wahrscheinlich schon getrunken.“

„Hast du eine Zigarre für mich, Papa? Lissac findet zwar eine Zigarre in einem Saale Louis XV. nicht stilvoll, aber ich mache mir einen Pappenstiel aus Stil.“

„Zwei, lieber Emerich, wenn du mit einer kleinen Upman vorlieb nimmst.“

„Papa, ich hätte dich dieser Ironie nicht für fähig gehalten. . . . Was ich fragen wollte,“ begann Emerich und blies behaglich den Rauch von sich, „werde ich morgen Mama begrüßen dürfen?“

Baron Ferdinand lächelte sauersüß. „Das versteht sich doch von selbst.“

„Je nun, da Mama, wie du sagst, sehr böse auf mich ist. —“

„Mit Recht, Mama ist eine Frau von strengen Grundsätzen; deine heillosen Geschichten auf ihrem Grund und Boden —“

„Grund und Boden, denke ich, gehören dir ebensogut wie ihr?“

„Da bist du im Irrtum; wir werden über den Gegenstand ein andermal sprechen. Vor allem rate ich dir, schließe

mit meinem Schwiegervater Frieden! Seine Gunst oder Ungunst ist entscheidend für deine Zukunft."

„Ich denke, es wird auch ohne ihn gehen, wenn ich einen Namen als Maler haben werde — übrigens bin ich kein Unmensch. Wenn ihr wieder Gesellschaft habt, erzähle ich dem Kommerzienrat, daß mein nächstes Bild der Lichthof im Frauenlob sein wird. Der bunte Trödel und die gemischte Gesellschaft auf der Treppe und in der Halle im vollen Mittagslicht — was sagst du dazu?"

„Das Bild kann hübsch werden," meinte schmunzelnd Oberkirch der Aeltere.

„Ich sage wie Faber: ob es hübsch wird, ist sehr die Frage."

Baron Ferdinand fühlte seine Augendeckel schwer werden. Er ließ das Klemmglas fallen und verbarg ein Gähnen hinter der Hand. „Wenn ich die Sache überlege — als der Sohn seines Schwiegersohns kannst du keine Reklame für den Kommerzienrat malen."

„Na, wenn ich ein paar Dutzend seiner Probirmamsells nach der Natur male, wird das Bild mehr Satire als Reklame."

In das müde Gesicht des alten Barons kam Leben. Er dachte an den schönen Schützling seiner Frau. „Erinnere mich, daß ich dir etwas zu sagen habe," sprach er. „Aus dem Bilde aber wird nichts. Ich bereue wahrhaftig nicht meinen Schritt in diese Familie, aber verewigen wollen wir ihn denn doch nicht!"

„Sehr schmeichelhaft, Papa, für mich; doch wenn ich das Bild auch nicht male, kann ich dem Kommerzienrat immerhin davon sprechen."

„Ein Edelmann hält, was er verspricht."

„Höre, lieber Papa, wenn alle meine guten Absichten gute Bilder würden, würde ich dir übers Jahr Schloß Trüdringen zu Weihnachten schenken! Du wolltest mir noch etwas sagen?"

„Ja, damit du vorbereitet bist: Mama hat eine sehr hübsche Wälsche als — was weiß ich — Puppe, Zofe oder Pflegetochter mitgebracht. Vergiß nicht, daß die Schützlinge der Baronin auch unsere Schützlinge sind. Der Leichtsinn hat an den Mauern des elterlichen Hauses seine Grenzen."

Papa als Sittenprediger ist gut, dachte Emerich. „Erlaube, Papa —"

„Wir verstehen einander," fiel ihm der Aeltere ins Wort.

Emerich sah seinen Vater aus den Augenwinkeln an. Dann füllte er sein Glas und lehrte es auf einen Zug. „Wie gefällt dir Faber?" begann er nach einer Pause.

„Ich fand seine Aeußerung über die Abende der Herzogin nicht pflichtgemäß."

„Die Aeußerung galt nicht der Herzogin, sondern ihrer Kunstrichtung. In Kunstfragen darf man doch eine eigene Meinung haben!"

„Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein. Alles in allem: ich finde deinen Freund nicht unterhaltend."

„Je nachdem. Für ihn hat nur das Malen Wert, ja, streng genommen, nur seine eigene Malerei. Das ist freilich sehr einseitig. Aber Engelbert ist es auch. Und trotzdem oder vielmehr eben deshalb sind sie in ihrem Fache Meister, sind sie aus armen Schluckern reiche und angesehene Männer geworden. Die Universal-Genies gehen immer vor der Zeit zum Teufel."

Baron Ferdinand gähnte wiederholt. „Ich bin heute zu

müde zum Nachdenken, du magst ja in gewisser Beziehung recht haben. Aber Gott sei Dank, gelten alle diese Lebensregeln nicht für uns." Er sah auf die Uhr. „Hoffentlich kehren die Herren bald zurück. Punkt Zwölf breche ich auf; fährst du mit mir?"

„Du verzeihst, ich bin ein= für allemal vereidigt, Faber nach Hause zu bringen."

„Dann nehme ich Engelbert in mein Coupé; man muß sich solche Nachbarn warmhalten."

Die Herren kehrten vergnügt zurück. Faber fand die Räume sehr geeignet für seine Zwecke, und Engelbert hatte ein gutes Geschäft gemacht. Monsieur Lissac hielt die Begegnung mit dem berühmten Friedrich Wilhelm Engelbert für einen Wink des Schicksals, einen oft bedachten Plan endlich einmal auszuführen. Er wollte seine Räumlichkeiten — das Zimmer mit den rosafarbigen Kerzen ausgenommen — fortan elektrisch beleuchten. Dadurch stellte sich der unpolitische Festabend für Engelbert bedeutend billiger. Er schrieb in sein Merkbuch:

Unpolitische, ultimo Dez. leb. Bilder. Lissac. Eilt! . . .
Es folgten die Maße der Lissacschen Räumlichkeiten.

Gute Geschäfte mit Champagner zu feiern, war nicht Engelberts Gewohnheit. Er mahnte zuerst und noch vor Mitternacht zum Aufbruch . . .

„Nun, mein junger Freund," sagte Faber zu Emerich, als sie vor dem hell erleuchteten Speisehause standen, während der Wagen mit den beiden andren rasch sich entfernte, „haben Sie für heute genug Sekt?"

„Wie denken Sie über Paragraph elf?"

„Ich habe heute noch eine Pflicht zu erfüllen.“

„Stört man dabei?“

„Nein, aber vorher müssen Sie mir einen Schwur leisten.“

„Ihnen? jeden!“

„Werden Sie jemals glauben, daß ich Tiroler Lederhosen malen will?“

„Nein, auf Ehre, nie!“

„Der Schein spricht nämlich wider mich; die Sache aber ist die: Wir fielen im vergangenen Frühjahr, eine angeheiterte Gesellschaft, nach Mitternacht in einen Weinkeller auf dem Katharinenhof. Wir waren die einzigen Gäste. Der Wirt, ein Tiroler aus dem Unter-Innthal, fing den einen und andern Namen auf. Als ich dann einmal allein hinabstieg, war ich bereits ein alter Bekannter. Ein andermal war ich mit Fritz Rode unten; im ganzen also dreimal. Da kommt gestern der biedere Tiroler auf meine Bude, teilt mir den Verkauf seiner Wirtschaft mit und bittet mich, der Nachfolgerin, einer Witwe vom Lande, meine wertvolle Kundschaft zu erhalten. Und da ich nur so obenhin beipflichte, drängt er mich zu einem bestimmten Versprechen, indem er die Verlassenheit seiner Landsmännin am morgenden Tage gar beweglich schildert. Ich kann mir die arme Dörflerin in der Großstadt vorstellen . . . Genug, ich gab mein Wort, heute einen Schoppen bei der Witwe zu trinken.“

„Sehen wir uns die Witwe an,“ rief Emerich; „ich bin ein Tröster der Witwen und Waisen!“

Sie wanderten nach dem Kätharinenhof, doch war der Gang vergebens. Das einladende weiße und rote Licht über

dem Eingange zum lustigen Tiroler brannte nicht mehr; im ganzen Hause war nur ein Fenster im dritten Stock erhellt. Dort oben saß die Frau des Polizeimannes beim zweiten Strumpf und zweiten Liter. Die Freunde klopften, hämmerten, polterten an die Thür des Lustigen, aber der Lustige machte nicht auf.

VI.

Harte Zeiten begannen für Armida. Sie mußte lernen. Ein Oheim der Baronin, der, was ihren Gemahl in Erstaunen setzte, Kohn hieß und doch arm war, wurde ihr Lehrer. Samuel Kohn, ein kleiner, untersetzter Mann mit einem runden Schwabengesichte, besaß erstaunliches Wissen. Er war ein guter Mathematiker und überraschte Fachgelehrte durch seine Kenntnisse in der Erd- und Naturkunde. Ein außerordentliches Gedächtnis unterstützte seine Belesenheit. In der neuzeitlichen Litteratur ebenso wie im Talmud daheim, führte er gerne dichterische Stellen an, ohne deshalb weniger scharf und folgerichtig zu denken. Zwei Schwächen waren ihm eigen: für Theater und Zigarren. Wenn er nicht im Theater war, rauchte er und war im Theater, wenn er nicht rauchte. Die Kraft, auf eins sich zu beschränken und dies eine zu treiben, ohne nach rechts oder links zu sehen, fehlte ihm; doch da er ohne Bedürfnisse war und sich als Korrektor, Sprachlehrer und gefälliger Mensch doch sehr nützlich machte, ließ man ihm seine Gleichgültigkeit gegen Stellung und Würden hingehen. Er selbst war mit seinem bescheidenen Lose zufrieden und immer heiter. Er war der sittlichen Entrüstung, von der Millionen wie der Blinde von der Farbe sprechen, wirklich fähig, aber sein Behagen an

allem, was der Menschheit zum Nutzen gereicht, war größer als sein Zorn über die finsteren Mächte. Er war ein unverbesserlicher Dichter, trotzdem er niemals Verse machte.

Um das Naturkind Armida für die Absichten der Baronin zu erziehen, hatte Samuel alle Eigenschaften. Von vornherein Geduld und nach kurzer Zeit eine reine, herzliche Zuneigung.

Die vielen Lehrstunden bei dem Alten befreiten Armida nicht von ihrer Abhängigkeit von der ersten Kammerjungfer. Sie mußte derselben an die Hand gehen, mußte in den Nachtstunden Putzmachen und Schneidern lernen. Wahrscheinlich würde ihre Herrin sie auch in die Küche geschickt haben, wenn der Baron mehr auf Hausmannskost als auf Leckerbissen gehalten hätte. So beschränkte sich die Baronin darauf, der Waise ihre eigenen, durchaus nicht unbedeutenden Kenntnisse von einem rationell geführten Haushalte mitzuteilen.

Armidens Sonderstellung würde ihr beim großen Gesinde mehr Feinde gemacht haben, wenn der Günstling nicht immer wieder mit dem Staubtuche oder an der Nähmaschine gesehen worden wäre. Sie benahm sich auch den Dienern gegenüber mit der Anmut, die ihr angeboren war. Glücklicherweise wird von sehr vielen natürliche Anmut mit Bescheidenheit verwechselt.

Ihre Schönheit blieb auch unterm Gesinde unbestritten. „Wenn unsere Herrschaft in sie vernarrt ist — ich begreif's!" sagte der Leibkutscher des Barons im Sattelhofe zu seinen Untergebenen. Der Koch verliebte sich am ersten Tage in sie; da er zur Schwermut neigte, freiwillig unglücklich. Dagegen wurde der Diener, der Baron Emerich zugeteilt war

— er hieß Hermann Krügel — zudringlich. Auf Armidens Beschwerde entließ Dinah den Mann sofort, und sie belobte jene, weil sie sogleich an die rechte Stelle sich gewandt habe. „Man muß schweigend Gutes thun," sagte sie, „aber nicht zum Unrecht schweigen. Wehre dich, wenn man dich tritt, und wenn du zu schwach bist, rufe um Hilfe! Die Lauten werden endlich doch gehört, nur über die geduldig Schweigenden geht man hinweg."

Das Einleben in geordnete Verhältnisse und ununterbrochene Thätigkeit wurde Armiden nicht leicht. Sie geriet zuweilen in helle Verzweiflung. Ihr alter Maëstro und die Baronin wußten alles, und sie wußte nichts. Ach, und der kalte, traurige Herbst! Nachmittags ging sie stundenlang mit der Baronin die Gartenwege. Welke Blätter wehten auf sie nieder, und ein anderer Himmel als der gewohnte sah auf sie. Sie vermißte den fröhlichen Lärm und nie endenden Gesang, der Dorf und Stadt in Italien erfüllt; das Getöse der Fabrik mußte ihn ersetzen, und an die Drähte, die längs dem Gemäuer und kreuz und quer über den Hof liefen, knüpfte sie ihre Gedanken. Allein die Baronin ließ ihr keine Zeit, zu träumen; sie fragte, und Armida mußte antworten.

Im Garten war es, wo sie die Bekanntschaft des jungen Freiherrn machte. Mancherlei war ihr von den Mädchen über ihn erzählt worden, Gutes und Schlimmes.

Nach ihnen hatte er mehr Frauenherzen gebrochen, als der schöne Schiffelmann, der erste Liebhaber des Thalia-Theaters. Was viel sagte! Solch ein übler Ruf ist zuweilen die beste Empfehlung. Auch Armida betrachtete anfangs nicht ohne Neugierde das Sommerhaus im Garten.

in dem der Sünder Sommer und Winter wohnte. Zwischen Hecken lag es geheimnisvoll, ein ebenerdiges Gebäude, das für eine Junggesellenwohnung gerade Raum genug enthielt. Einige Stufen führten an der Schmalseite zur Eingangsthür.

In diesem Häuschen lebte Emerich so ungebunden wie möglich, wenn auch auf Kosten seiner Eltern. Nur selten erschien er im Vorderhause. Der Umstand, daß eine Thür in der Parkmauer auf den „Heideweg“, das Gäßchen zwischen Engelberts Fabrik und Oberkirchs Grundstück, führte, begünstigte seine Unabhängigkeit.

Emerich war unberechenbar in allem. Wochenlang ging er früh fort und kehrte erst am andern Morgen wieder heim, wochenlang blieb er zu Hause und arbeitete, als müsse er wirklich um sein Brot malen . . . Während der Prüfungszeit Armidas war er wieder einmal auf dem Sündenweg. Er kam nie vor zwei Uhr früh nach Hause und schlief dann den lieben langen Tag. So oft Armida am Parkhäuschen vorüberging, waren die Rollvorhänge niedergelassen, und nichts regte sich drinnen. Auch stürmte so vieles auf Armida ein, daß die Klause und ihr unheiliger Bewohner bald alle Anziehung für sie verloren.

Der Eindruck, den eine Ortschaft oder Landschaft auf uns macht, hängt in der Regel vom Wetter, der Eindruck eines Menschen auf uns von unserer Stimmung ab. Das scheint so selbstverständlich, und doch berichtigen wir so selten unsere Urteile. Als Armida dem jungen Edelmann begegnete, war sie für den Blitz und Schlag der Liebe nicht empfänglich.

Endlich einmal brach ein heiterer Morgen an, keine Wolke war am Himmel, sommerlich warm die Luft. Die

Baronin, die Tag für Tag früh aufstand, ein Bad nahm und dann eine Spazierfahrt machte, verzichtete auf die Fahrt und erging sich, von Armida begleitet, im Garten.

Hinter dem Häuschen, an seiner Südseite, lag ein großer Rasenplatz. Hüben und drüben wand sich der Weg um eine Taxushecke am Pavillon vorbei, den Rasen entlang bis zur Mauer.

Die Gnade der Sonne wirkte auf die Baronin ähnlich, wie das gnädige Lächeln einer Herzogin auf den Kommerzienrat. Sie ging mit leichtem Schritte in der Wandelbahn hinter dem Hause auf und nieder, ging bis zu den Hecken und wieder zurück und schritt endlich auch über die Hecken hinaus.

„Corpo!" sagte Armida, indem sie vor Ueberraschung stehen blieb.

Die Baronin machte eine spöttische Miene und ging langsamer vorwärts.

Wie Meister Faber verlegte Emerich seine Malerwerkstätte mit Vorliebe ins Freie. So hatte er auch an jenem glorreichen Morgen die Staffelei und eine zwei Meter hohe Leinwand mitten auf dem Rasen aufgestellt und malte nach dem Modell. Glücklicherweise haßte Dinahs Stiefsohn als Künstler alle Mythologie. Wenigstens jenes Modell konnte sich, so wie es war, in einer Nonnenschule zeichnen lassen. Allerdings war es in Hemdärmeln, allein die gehörten zur Uniform. Das Modell war nämlich ein Maurer, vom grauen Hütchen bis zu den klobigen Stiefeln mit Kalkspritzern und Mörtelspuren bedeckt.

Emerich hatte ihn am vorhergehenden Abend bei irgend einem Ausbau in der Bahnhalle entdeckt und sofort in Eid

und Pflicht genommen, ungewaschen und unverändert andern Tages zu erscheinen. Der Mann trug eine Hose aus olivengrünem, echten Brescianer Fustagno, war also wahrscheinlich ein Italiener, aber wahrlich nicht schön, sondern lang, dürr und alt; seine Haut schien aus seiner Hose geschnitten zu sein. Die Mulde auf der Schulter, stand er mit der Haltung eines Menschen, der auf einen Ruf von oben horcht. Das grelle Sonnenlicht machte ihn blinzeln.

Emerich stand mit dem Rücken gegen die Ankommenden, aber er hatte ein feines Ohr. Er sah sich um, gab den Pinsel zu Palette und Malstock in die Linke und zog höflich seinen Hut. Er trug keine samtene Malerschaube, sondern einen hübschen Straßenanzug. Da er Dinah den Rasen betreten sah, hinkte er ihr entgegen. Nun ging sie flinker. Sie begegneten und begrüßten sich und traten dann selbander vor die Staffelei.

Armida blieb auf dem Wege stehen, sie war das schwarze Gegenstück zum Modell in Weiß. Wie eine Königin der Nacht stand sie da; er allerdings nicht wie ein Engel des Lichts. Armida wie eine übelgelaunte Königin. Nicht nur der aufgespannte Schirm verdüsterte ihr Gesicht, sie war aufs tiefste verstimmt. Die sommerlichen Lüfte, der blaue Himmel und nun zuguterletzt der olivengrüne Fustagno erinnerten sie an ihre italienischen Wandertage. Das Gewissen hat ein gutes Gedächtnis, aber das Gedächtnis hat kein Gewissen. Heute gaukelte es Armiden das vergangene Zigeunertum als die Tage der Rosen vor. Als verzogener Liebling der Eltern hatte sie wenigstens über ihre Zeit und ihre Gedanken verfügt; jetzt ist sie immer unter Aufsicht, immer mit ernsthaften Dingen beschäftigt; nicht Magd, nicht Fräulein.

Am Ende zog Schwester Magdalene das bessere Los; sie ist auch nicht frei, braucht aber nichts zu lernen, um die Gäste zu unterhalten. Vielmehr unterhalten die Gäste sie. In einem Weinhaus geht es nicht so vornehm wie im Hause Oberkirch, aber allezeit lustiger zu. Die Wohlthäterin meint es sicherlich gut, aber Armida würde mit weniger Geist und mehr Nachsicht zufriedener gewesen sein. Oberkirch den Aelteren fand sie mit und ohne Augenglas fade. Sein Sohn, von dessen Schönheit Luise und Marietta so viel Aufhebens machten, ist blond; Armida haßt heute alles Blonde.

Während die Baronin das Bild betrachtete, schielte Emerich nach Armida.

Das also ist sie! dachte er. Der Wuchs ist nicht übel — verwünschter Schirm! Sie wird sich in mich verlieben; ich habe heute meinen guten Tag. Er warf ihr hinterm Rücken der Baronin einen Kußfinger zu.

Was fällt ihm denn ein, dachte Armida, glaubt der Geck, ich sei schüchtern wie Luise oder kopflos wie Marietta! Ihre üble Laune machte sie grausam, sie streckte sich: Wenn ich mir einen Schatz wünsche, muß er gerade Glieder haben.

Endlich! jauchzte Emerich, denn nun sah er ihr Gesicht. Welche Augen und wie sie mich ansehen!

Sie fürchten dich wie den Bösen, spottete Armida innerlich; ich halte dich für einen dummen Teufel.

Die Baronin machte eine Bewegung.

„Liebe Mama?“ fragte Emerich hastig.

„Ich habe noch keine rechte Vorstellung, wie das Ganze werden soll.“

„Ich auch noch nicht. Aber man probiert und probiert

und endlich wird es Tag. Auf die Valeurs, die Valeurs kommt's an!"

„Warum setzest du dich und den armen Mann dem grellen Sonnenschein aus? Hast du's im Hause nicht bequemer?"

„Ja, sieh, liebe Mama! Wir Hellmaler sind der Meinung, daß man Menschen und Dinge in dem Lichte studieren soll, in dem wir sie gewöhnlich sehen. Wenn man wie ich einen biederen Maurer malt, hoch auf dem Gerüste oder, um mich dir zu Ehren mal poetisch auszudrücken,

hoch im alles durchdringenden Aeter,

ist ein Atelier mit Nordlicht, grauen Wänden und Urväter Hausrat nicht der geeignete Ort zum Studium."

„Ein sonderbarer Vorwurf!"

„Ich werde das Bild den Lauschenden benamsen. Der berühmte Lauschende der alten Griechen horcht auf Musik oder das Geplantsche in einem Nymphenteich. Mein Mann hört auf einen Ruf von oben, auf seinen Polier oder auf einen Bruder Maurer, der eine Leiter höher steht. Ich gebe zu, daß der Musikalische hübscher ist, aber wir sollen das Volk bei seiner Arbeit suchen, sagt Freitag."

„Dein Werk wird als Gemälde sicherlich ausgezeichnet, aber — wenn ich von den Geheimnissen der Valeurs nichts verstehe, so halte ich mich doch in Fragen des guten Geschmackes für stimmberechtigt. Ist es nun geschmackvoll, einen so gewöhnlich aussehenden Menschen und gewöhnlichen Vorgang in solchem Maßstabe wiederzugeben?"

„Ei, liebe Mama, welchen Gegenstand hältst du für bedeutend und welchen nicht? Malerisch ist die Nase eines Feldwebels ebenso viel wert, wie die eines Generals."

„Bleiben wir beim Inhalt! Jeglicher Vorgang verdient, wenn du ihn malst, alle Mühe, aber nicht jedes Maß.“

„Ja, siehst du, da habe ich gestern dem Manne bei einer Flasche Negrara seine Lebensgeschichte abgelockt. Der Mann hat Schicksale gehabt, die mich mindestens eben so tief bewegten, wie die Schicksale der sämtlichen Helden vor Troja. Unter anderm machte er sechsundsechzig den Krieg in Südtirol mit. Er folgte mit schwerem Herzen dem Rufe, aber er folgte. Im Gefechte am Monte Suello wurde er verwundet und gefangen. Als er endlich wieder heimkehrte, fand er die Dinge nicht so, wie sie sein sollten. Du verstehst: sein Weibchen war in der Schwärmerei für die italienische Sache persönlich geworden. Die Ehe ging in Brüche. Ist die Geschichte von Klytämnestra und Agamemnon gewaltiger, weil zum Treuebruch der Meuchelmord kam?“

„Aber erlaube!“

„Glaubst du, daß jene alten Griechen alle schöne Männer waren? Wissen wir, wie jene Helden ausgesehen? Wir wissen heute nur eins gewiß, daß sie keinesfalls so aussahen, wie z. B. David sie malte, in Lebensgröße malte! Da halte ich mich denn doch lieber an meinen Lucio Lunghi; da laufe ich nicht Gefahr, euch ein X für ein U vorzumachen. Und da er tapfer, brav und unglücklich ist, warum soll ich ihn nicht eben so groß malen, wie ich Exzellenz Wandl malte, der auch keine Schönheit ist, sein Leben lang feig und ränkevoll war, aber immer Glück hatte? Doch glaube ja nicht, daß ich für weibliche Schönheit keine Augen und keine Farben hätte. Wenn du erlaubst, werde ich mit Vergnügen deine neue Zofe malen.“

Er sah sich nach Armiden um. Alle Wetter! Nur meine

schöne Mama darf diese Nähe wagen! dachte er. Darum seine Beredsamkeit! dachte die Mama. „Mein lieber Emerich, ich danke dir für deine Artigkeit. Deinem Wunsche kann ich leider nicht willfahren. Armida ist nicht meine Zofe, sondern meine Schülerin. Wir haben, die Lehrerin einbegriffen, außerordentlich viel zu lernen. Sie hat keine Zeit zum Sitzen und ich nicht zur Aufsicht."

„Ich verstehe," sagte Emerich, warf einen Blick auf sein Modell und begann wütend zu pinseln.

„Schließen wir einen Vergleich! Hast du von den lebenden Bildern gehört, die bei den Unpolitischen gestellt werden sollen?"

„Mehr als genug. Sind sie nicht auf spätere Zeit verschoben worden?"

„Allerdings," sagte Emerich, während er einen Schritt zurücktrat, um seine Malerei zu prüfen. „Aber einmal werden sie gestellt und ich stelle mit. Und da hätte ich — aber Lucio," unterbrach er sich, „schlafen Sie doch nicht! Ja, da hätte ich, von deinen Bemerkungen über meinen Lauschenden angeregt, einen hübschen Einfall: Deine schöne Armida im allerneuesten Straßenanzuge, mit dem dein Papa die Frauenherzen bezaubert, lichtumflossen, auf hohem Balkon! Das würde Furore machen! Selbstverständlich würdest du bei den Proben anwesend sein. Und endlich müssen Lehrerin und Schülerin doch Ferien haben."

Die Baronin dachte nach. Einmal muß ihr Paradiesvogel in die Welt; Armida soll ja nichts weniger als eine Nonne werden.

Darüber ließe sich reden, meinte sie. „Ja, ich verspreche

dir meine Hilfe, doch versprich mir du bis dahin — unsere Studien nicht zu stören!"

„Ich bitte dich, Mama! Deine Wünsche sind mir heilig!" Er hob die Rechte mit dem Pinsel empor — „ich schwöre es bei meinem Höchsten, bei der Sonne! Einig?"

„Wir werden sehen."

Dinah gewährte ihm die Hand zum Kuß, aber lehnte sein Geleite ab.

Er sah den Frauen nach, bis sie hinter der Hecke verschwanden.

Wie sie geht! Ein reizendes Kind, mehr, ein schönes Weib! Zum Malen schön! Pfui Emerich! Willst du deinen Grundsätzen untreu werden! Heiliger Faber! Ich bin verhext — ich — der Feind ist im Lager! „Mein edler Lucio," rief er dem Maurer zu, „halte den Kopf höher! Noch höher! So!"

Die Baronin kam nachdenklich in ihrem Zimmer an.

„Wie gefällt dir der junge Baron?" fragte sie Armida, die mit gesenkten Wimpern vor der Sitzenden stand.

Das Mädchen schlug die Augen auf und öffnete die Lippen zu einem Lächeln. „Der Baron ist ein sehr schöner Mann — come il suo signor padre."

Man ist nicht höflich, wenn man bewegt ist. Armidens Antwort beruhigte die Baronin.

Nach einer Weile fragte Dinah: „Hast du Nachricht von deiner Schwester?"

„Nein, Frau Baronin."

Wenn Armida an das neue Daheim ihrer Schwester dachte, hatte sie unbestimmte Vorstellungen, keine Erfahrung. Die Baronin hatte gewünscht, daß niemand im Hause von

den Familien-Beziehungen Armidens Kenntnis erhalte. Um einem Besuche Magdalenens vorzubeugen, schrieb die Baronin selbst an Frau Stiegler, setzte die Gründe, die vorderhand die Trennung der Geschwister notwendig machten, so schonend wie möglich auseinander und schloß mit herzlichen Versicherungen und schönen Hoffnungen. Armida empfand über den Brief einen leichten Druck dort, wo wir bald das Herz, bald das Gewissen haben. Magdalene aber vergoß viele Thränen über ihn. Nur der Stieglerwirtin that er wohl, denn — sagte sie — ich habe solche Herzlosigkeit Armidens und diesen Hochmut der Baronin erwartet und vorausgesagt.

„Hältst du mich nicht für grausam?“ fuhr Dinah fort.

„Madonna!“

„Ich bin's! Ich bin's, denn ich verlange von dir Opfer, die ich selbst nicht zu bringen vermöchte. Doch sieh, mein Kind, wer sich einen Platz in der Welt erobern muß, sei kalt, hart, immer verständig! In der Gesellschaft, in der du Fuß fassen willst, führen nicht die Edlen das Wort. Wenn man dich im Hause der Frau Stiegler aus- und eingehen sieht, werden dich die Heuchler verleumden, die Spötter belächeln. Diese wie jene haben die feige Mehrheit für sich. Auch erinnert dich die Schwester an die Vergangenheit; jede Zusammenkunft mit ihr wird dich aufs neue verbittern. Leichten Herzens kämpfen ist der halbe Sieg. Siege! Erwirb dir Selbständigkeit, Namen, Reichtum, dann magst du mit glühenden Armen deine Schwester empfangen! Alles ist dem Sieger erlaubt, sogar was dieser Gesellschaft am unverständlichsten ist: Empfindung!“

Armida blickte die Baronin mit staunenden Augen an. Warum so viele leidenschaftliche Worte um eine so einfache Sache!

Unterdessen hatte Emerich seinen Lauschenden entlassen und war in seine Wohnung zurückgekehrt, um zu frühstücken. Der Pavillon stand mit dem Vorderhause durch eine elektrische Leitung in Verbindung. Täglich auf das erste Zeichen von dort begab sich der Bediente, der Emerich zugeteilt war, in die Küche und trug fünfzehn Minuten später ein Gabelfrühstück nach dem Gartenhause. Es blieb beim Frühstück, auch wenn es Nachmittag war. Da der Entlassene noch nicht ersetzt war, übernahm bald der eine, bald der andere vom Gesinde, an jenem Morgen der Kammerdiener des Barons das Amt.

Wenn Oberkirch der Aeltere einem Lord glich, so konnte sein Kammerdiener Franz Weber, sobald er außerdienstlich den Frack mit einem langen Rock aus schwarzem Kammgarn vertauschte, für einen Reverend gehalten werden. Doch war er ein guter Katholik, Mitglied der Bruderschaft vom Herzen Jesu und ein eifriger Anhänger des Stadtpfarrers von St. Katharina.

„Nun, mein lieber Weber, was bringen Sie mir Gutes?" redete Emerich den Diener an, der im Eßzimmerchen geräuschlos den Tisch deckte.

„Cotelettes de chevreuil à la sauce poivrade", erwiderte jener, indem er den Wärmdeckel von der Speise nahm.

„Bravo! Arbeiten macht hungrig und ich habe diesen Morgen riesig gearbeitet." Während Franz den Thee bereitete, griff Emerich zu Messer und Gabel und bewies seine Behauptung.

Als ihm Franz mit der Miene eines Heiligen die erste Tasse reichte, fiel ihm das vergnügte Gesicht seines früheren Dieners ein, und er erkundigte sich, was aus dem Burschen geworden sei.

„Unkraut kommt überall fort, Herr Baron. Da Hermann merkwürdigerweise bei der Kavallerie sich gut geführt hat, fand er am Herrn Oberst-Stallmeister Sr. Hoheit des Prinzen Ernst einen Gönner."

„Also kann er sich bei Jungfer Armida noch bedanken."

„Er zahlt ihr's heim. Denken Sie an mich, Herr Baron, er zahlt ihr's heim!"

„Ich will nicht hoffen —"

„Hermann ist ein rachsüchtiger Mensch. Freilich, Sünder sind wir alle. Und wenn die Jungfer nicht sogleich der Frau Baronin geklagt, sondern an ihre älteren Kollegen sich gewandt hätte, würde auch sie christlicher gehandelt haben."

„Sie meinen, wenn Sie ein Mädchen auf die rechte Wange küssen, soll es Ihnen auch die linke reichen."

Herr Weber drückte die Augen ein. „Ich bitte Sie, gnädiger Herr, ich! Aber allzu scharf macht schartig. Wenn man eine Kellnerin zur Zwillingsschwester hat —."

„Kellnerin? Zwillingsschwester? Wissen Sie das von ihr?"

„O nein, aus einer viel sichereren Quelle: Ich weiß das von der Polizei. Als ich neulich im Foyer des Thalia-Theaters auf die Herrschaft wartete, plauderte ich mit einem guten Bekannten, dem Polizeimann Wurzel. Ich dachte, ich falle aus den Wolken, als er sofort von der neuesten Acquisition der Frau Baronin anfing" — die Brüder vom Herzen Jesu wüten gegen die Fremden, aber nicht gegen die Fremdwörter. — „Die Sache ist sehr einfach: Wurzel wohnt Katharinenhof 7. In einem Weinkeller in seinem Hause dient eine Kellnerin, polizeilich angemeldet als Magdalene Bellotti, gebürtig aus Verona, und diese ist, wie die Wirtin dem

Polizeimann vertraulich mitteilte, die Zwillingsschwester einer sicheren Armida im Dienste der Frau Baronin von Oberkirch."

„Wenn die Zwillingsschwestern gleich hübsch sind, macht der Keller gute Geschäfte."

„Unsere Armida ist schöner, indes — Herr Baron als Künstler werden mich verstehen — mich zieht das Seelische an. Die Schwester hat einen gewissen schwärmerischen, ich möchte sagen ekstatischen Zug —."

„Und wie fanden Sie den Wein?" unterbrach ihn trocken Emerich.

„Abscheulich."

„Das freut mich. Wenigstens werden Ihnen die Trauben sauer gemacht."

„Aber, Herr Baron, was denken Sie von mir!"

„Alter Sünder! Wenn Sie guten Wein außerm Hause trinken wollen, gehen Sie in das Koststübchen der Lissacschen Kellerei. Was also suchten Sie dort unten? Sagten Sie, wer Sie sind?"

„Aber, Herr Baron! Nur der Zufall führte mich zum Lustigen Tiroler. Ich hatte eine Botschaft im Frauenlob auszurichten — das Wetter war naß und kalt — der Keller nahe. Die Wirtin ist eine Dorfpflanze, aber sehr respektabel. Wir sprachen von meinem Gönner und Präsidenten, dem Stadtpfarrer von St. Katharina. Ich erzählte der Frau, wie dieser große Mann Geistlicher geworden ist. Kennen Herr Baron diese merkwürdige Geschichte?"

„Nein, aber ich bin auch nicht neugierig."

Der Bediente richtete sich gerade und schwieg . . .

Und so muß ich denn doch zum Lustigen Tiroler die Witwen und Waisen trösten geh'n, sagte sich Emerich.

VII.

Samuel Kohn schrieb zuweilen Theaterberichte für den Fernsprecher. Der Herausgeber dieser vielgelesenen Zeitung, Doktor Krause, war mit ihm befreundet, was denselben nicht abhielt, die sehr gewissenhaften Berichte Samuels in der Regel auf ein Drittel zusammenzustreichen. Für Samuel war das Theater ein Erziehungsmittel, für Krause ein zweifelhaftes Vergnügen. Da Kohn nicht nur die Stücke, sondern auch die Darsteller besprach, wurde er von allen Theaterdamen empfangen. Auch von Fräulein Johanna Sperl, unserer Sperl, wie die Freunde des Thalia-Theaters zu sagen pflegten. Fräulein Sperl sah auf der Bühne entzückend aus; deshalb galt sie auch außer der Bühne für eine Schönheit. Ach, wie viel weniger dumme Streiche würden begangen werden, wenn man sich immer vor Augen hielte, daß Romeo und Julia von gestern und Herr Schiffelmann und Fräulein Sperl heute sehr verschiedenartige Persönlichkeiten sind. Auch Graf Semola war für diesen nicht einmal feinen Unterschied blind. Der Geist und die Liebenswürdigkeit, womit die Künstlerin abends von den Dichtern ausgestattet wurde, bezauberten ihn und überstrahlten alle die kleinen Mängel und Makel, die er bei näherer Bekanntschaft an Johanna außerhalb des Theaters entdeckte; er verliebte sich in Fräulein

Sperl auf der Bühne und gewöhnte sich an Fräulein Sperl zu Hause. Der Graf war eifersüchtig; es ist das Schlimmste, was dem Verehrer einer Schauspielerin begegnen kann. Da er sich einbildete ohne Johanna nicht mehr leben zu können, und so lange sie beim Theater war, der Klippen und Stürme kein Ende sah, bot er der Künstlerin seine Hand und sein Vermögen mit der Bedingung an, daß sie den Brettern entsage. Glücklicher Weise ging ihr die Kunst nicht über alles. Schon war der Tag der Hochzeit festgestellt. Am Vorabend sollte Fräulein Sperl als Fee Cheristane in Raimunds Verschwender vom Publikum sich verabschieden. Dies liebenswürdige alte Stück gehörte nicht zum Repertoir des Thalia-Theaters; es war nur einmal als Morgenvorstellung für einen wohlthätigen Zweck gegeben worden; die Primadonna und der Komiker des Hoftheaters gaben Rosl und Valentin, Schiffelmann und unsere Sperl Flottwell und Cheristane. Letztere, im Gewande einer schönen Helena, machte ungeheures Aufsehen. Fräulein Sperl hatte nämlich eine böhmische Nase, aber klassische Beine; die Primadonna besaß eine griechische Nase, war aber eine Böhmin. Das Mundartliche ihrer Rolle mißlang also derselben völlig. Das war Raimunds Rosl nicht! Das Thalia-Theater siegte über die Hofbühne, die Plastik über die Musik. In dankbarer Erinnerung daran wählte Johanna den Verschwender als Abschiedsvorstellung.

Da erkrankte der Darsteller Flottwells, der schöne Schiffelmann. Fräulein Sperl war eine gute Seele. Sie und Schiffelmann hatten bei einer und derselben Wanderbühne ihre Lehrjahre durchgemacht und waren gleichzeitig für das Thalia-Theater gewonnen worden. Im Wechsel und

Wandel des Theaterlebens standen sie unentwegt zu einander. Johanna konnte sich ihren Ehrenabend ohne Schiffelmann nicht vorstellen. Sie bat ihren Bräutigam um Aufschub. Die Heiserkeit der Schauspieler, welche mit Spielgeld angestellt sind, sei nie von langer Dauer. Aber der sonst sehr lenksame Graf blieb hart. Muß denn ihre Abschiedsrolle gerade diese leichtgekleidete Fee sein? Undankbarer! War er nicht selbst damals von Cheristane und ihrer Tracht entzückt?! Hat er sie nicht hinter den Kulissen auf die Schulter geküßt, wobei sie vom Direktor überrascht wurden? Aber nicht Cheristane ist die Hauptsache, sondern daß sie mit ihrem treuesten Freunde, mit dem sie zum erstenmale in ihrem Leben gespielt hat, auch das letztemal spielen will! Das höhnische Lächeln Semolas entrüstete sie. Der Graf möge auf die ganze Welt eifersüchtig sein, aber nicht auf Schiffelmann. An der Reinheit dieser Freundschaft zu zweifeln, sei ruchlos. Sie habe sich verpflichtet, von den Brettern Abschied zu nehmen, aber nicht von ihren Idealen. Ihre großen runden Augen füllten sich mit Thränen.

„Cheristane ist mein Name,“

deklamierte sie; „ich bin aus dem Feengeschlechte, und meine Heimat sind die fernen Wolken, die in ewigen Zauberkreisen über Persien und Arabien ziehen.“

Der Graf, der für seine Standhaftigkeit fürchtete, empfahl sich. Aufgeschoben, drohte er zwischen Thür und Angel, hieße diesmal aufgehoben.

Nun wandte sich Fräulein Sperl an Friedrich Wilhelm Engelbert. Wie sie wußte, stand der kluge, thatkräftige Mann bei ihrem Grafen in hoher Gunst. Er sollte als

Aufsichtsrat der Aktien-Gesellschaft „Thaliatheater“ für Cheristane und Schiffelmann sprechen.

Engelbert ging zu Semola. Obwohl er die Heirat für unvernünftig hielt, redete er seiner Lebensklugheit gemäß nur zur Sache: für das gewählte Stück und für die Fristung. Der schmollende Graf hatte seine Braut zwei Tage lang nicht gesehen. Er wurde nicht überzeugt, aber leicht überredet.

„Nachgiebigkeit ist meine Sache nicht,“ sprach er; „doch Ihnen zuliebe — Ihnen zuliebe — gehen wir zu meiner Braut!“

Zufällig war Samuel Kohn bei der Schauspielerin anwesend, um Biographisches für die Abschiedsvorstellung zu sammeln, als Graf Semola und Engelbert gemeldet wurden.

Mit strahlendem Gesichte trat Samuel eine halbe Stunde später ins Zimmer seiner Nichte, wo man ihn erwartete.

„Verzeih meine Unpünktlichkeit,“ begann er; „die Gelegenheit zu einer längst gewünschten Bekanntschaft war zu verführerisch, und die Bekanntschaft bot mir eine erwünschte Gelegenheit.“ Er blickte schmunzelnd auf Armida. „Endlich habe ich ihn kennen gelernt, ihn, der Ihre Gedanken beschäftigt, Ihren Schlummer stört, Ihren Nachbar F. W. Engelbert!“

Armida fühlte, wie sie rot wurde. Ach, das bäuerische Blut in mir, zürnte sie sich selbst, unsicher, ob sie lachen oder schmollen sollte. Aber die Baronin sah darüber hinweg und sagte:

„Der Baron war von seiner Bekanntschaft nicht sonderlich erbaut.“

„Das wundert mich. Ein Mann wie Engelbert —“

„Lieber Onkel, man kann ein bedeutender Mensch und doch gesellschaftlich ungenießbar sein.“

Samuel schüttelte den Kopf. „Zugegeben, daß er als echter Deutscher mehr Naturmensch als Städter ist. Aber sieh ihn! Wenn er mir sagte, daß er, er allein innerhalb vier Wochen seine Fabrik niederreißen und wieder aufbauen wolle, würde ich ihm glauben! Erinnere dich, daß noch vor wenig Jahren hinter der Prinzenstraße die Wüste begann! Engelbert machte das ungeheure Gebiet urbar, einzig er legte die prächtige Straße an —"

„Mit der Bedingung, daß sie seinen Namen trägt. Dein starker Mann scheint sehr eitel zu sein."

„Auf eine That, die dem Gemeinwohl zugute kommt, ist man nicht eitel, sondern stolz. Daß wir solcher stolzen Bürger nur recht viele hätten! Wie dem sei; wenn dir der Mann nicht gefällt, hat doch seine Arbeit deinen Beifall. Ich habe ihm von unserer Schülerin und ihrer Wißbegierde erzählt. Er erklärte sich sofort bereit, uns seine großartige Werkstätte zu zeigen. Und wann darf ich kommen? fragte ich beim Abschied. Er gab mir eine echt Engelbertsche Antwort: Ich sage niemals morgen; also wenn Sie können, kommen Sie heute. — Bist du damit einverstanden? Ein Stündchen Anschauungsunterricht! Allerdings ist Engelbert Junggeselle; indeß gilt unser Besuch ja nicht ihm, sondern seiner Anstalt."

„Ich kann nicht. Exzellenz Wandl teilte mir vertraulich mit, daß Fräulein von Hagen, die Hofdame der Herzogin Mutter, mich heute besuchen wird. Es werden im Februar fünfundzwanzig Jahre, daß Pfarrer Steinacker zum Priester geweiht worden ist. Der Adel will ihm eine kostbare Spende überreichen. Ich bin gewohnt, in solchen Fällen Nachsicht für meine Geburt zu finden."

Samuel wurde unruhig. „Du willst dich, du, an einer Sammlung für den Eiferer beteiligen?“

„Lieber Onkel“ erwiderte sie kühl, „ich muß als Frau von Oberkirch manches thun, was ich als Fräulein Kohn unter meiner Würde gehalten hätte. Aber laßt euch meinetwegen nicht abhalten! Auch ich bin immer für heute.“ — —

„Sie wünschen?“ fragte der Pförtner, der das Ein und Aus der Lastfuhrwerke im Thorwege der Engelbertschen Fabrik überwachte. Er war wie ein Kleinbürger gekleidet und trug als Zeichen seiner Würde weder Schiffhut noch Stab, sondern nur einen Schlüsselbund seitlich an der blauen Schürze.

Samuel grüßte höflich. „Herrn Engelbert. Wir werden erwartet.“

Der Hausmeister musterte mit einem Feldwebelblicke die „Adjustierung“ des alten Herrn. Samuel ging immer in Schwarz. Doch das Schwarz hatte schon einen Stich ins Graue, und der Glanz seines Hutes war verdächtig. Aber im Hause Engelberts machte nicht das Kleid den Mann; der kleine Herr konnte ein Geschäftsvermittler, ein Chemie-Professor, ein Erfinder sein. Durch! Aber potztausend! Was ist es mit der Begleiterin? Armida war barhäuptig, demnach ist sie ein Dienstbote, nach ihrer ernsten Tracht Dienstbote in einem Trauerhause. Indes — ihre stolze Schönheit verwirrte ihn. Welche Fürstin hat solche Magd?! Auch er zog jetzt seine Mütze. Herr Engelbert werde im Hofe sein, meinte er. „Siegl,“ rief er einem stämmigen Burschen mit gelbem Schurzfell zu, „führe die Herrschaften zum Chef!“ Während er dem Paare nachsah, kraute er sich hinterm Ohr. Wer ist sie? Was will sie? Er hätte fragen sollen. Wozu ist man denn Hausmeister? „Schockschwerenot, wollt ihr —!“ schrie er zornig

zwei Fuhrleuten zu, welche die Begegnung in der Halle zu einer Unterhaltung benützten . . .

Der Hof war von hohen Seitengebäuden eingefaßt. Die Drahtbündel und das mannigfache Triebwerk hinüber und herüber waren für den Sachverständigen nicht stumm. Armida staunte über die Menge von Menschen und Fuhrwerken. Der Führer ließ die Augen umhergehen, dann deutete er auf eine Gruppe von Kraftmenschen, die mit dem Aufladen einer Maschine beschäftigt waren. „Dort ist er," sagte der Arbeiter mit bezeichnender Kürze und verließ das Paar. Engelbert, in einer Lodenjoppe, einen breitkrämpigen Filzhut verwegen aufs Ohr gestülpt, leitete die Verpackung. Alle wurden von ihm überragt.

Ob Armida sich F. W. Engelbert genau so vorgestellt hatte, ist fraglich, doch war sie keineswegs enttäuscht. Der junge, schöne Emerich ließ sie kalt; dieser braune, bärtige Mann dagegen mit der Stülpnase und den breiten Backenknochen machte einen trauten und doch berückenden Eindruck auf sie, ungefähr wie ein berühmter Räuber auf eine sizilianische Bäuerin. Sie fühlte, daß sie diesem Manne gehorchen, gerne gehorchen würde.

„Fertig!" rief er. „Herunter, Jungens! und nun vorwärts!"

Die Pferde zogen an, die Räder knirschten. Engelbert, die Hände in den Hosentaschen, und die Arbeiter, die zurückblieben, sahen dem Wagen nach, bis er im Thorwege war, dann löste sich die Gruppe und Engelbert bemerkte die Ankömmlinge. „Da sind wir ja," sagte er fröhlich und drückte Samuels Hand.

„Herr Engelbert — meine Schülerin, Fräulein Armida."

Die milonische Venus in Trauer! war Engelberts erster Gedanke, während er auch ihr die Hand reichte und sie mit unbefangener Bewunderung betrachtete. Und das kommt aus der Tiefe; das wurde bei Kummer und Polenta so! „Es freut mich," begann er, „daß Sie Anteil an unseren Arbeiten nehmen. Mädchen in Ihren Jahren hegen eine Abneigung gegen das Ursächliche; sie fürchten, ernüchtert zu werden. Mit Unrecht. Denn in der Natur ist es anders als im Theater; die größten Ueberraschungen bereitet sie uns in ihrer Werkkammer."

„Da muß ich die Jugend von heutzutage in Schutz nehmen," wandte Samuel ein; „die Naturwissenschaft stieg auch bei den Mädchen im Preise. Wenn Sie erlauben, bringe ich alle Tage ein Dutzend wißbegieriger Schülerinnen."

„Das würde nun doch nicht angehen, aber für Sie und Fräulein Armida sind diese Räumlichkeiten ein- für allemal geöffnet." Indem hatten sie langsam einige Schritte gemacht. Alle anderen außer den dreien hatten Eile. Etwas von der wundervollen Kraft, die hier Zweck wie Mittel war, ging auch auf die Arbeiter über. Sie waren von einem wahrhaft sprühenden Eifer. Dennoch blieb Armida nicht unbemerkt. Jeglicher, vom Ingenieur bis zum Kesselheizer, ward von dieser Schönheit und Anmut freundlich berührt. Armida erregte mehr Aufsehen, als sämtliche Exzellenzen, welche zur Ermunterung der vaterländischen Industrie die Anstalt mit ihrem Besuche beehrt hatten. Im Gehen erzählte Engelbert die Geschichte des Unternehmens. Wie er als junger Bahnbaumeister in Amerika sich ein Vermögen machte und mit dem Erworbenen in seiner Vaterstadt eine elektrotechnische Anstalt gründete. Die Nähe eines mächtigen Flußarmes, die

Wohlfeilheit des vernachlässigten Gebietes bestimmten ihn bei der Wahl der Oertlichkeit.

Er zeigte ihnen ein bescheidenes Seitengebäude. „Damals stand hier nur dieses Haus," sprach er. „Dasselbe gehörte dem Katharinenstift. Junge Priester sollten darin zu Missionären ausgebildet werden; allein die Unterstützung, die das Stift von der Bevölkerung erwartete, blieb aus. Ich erwarb das Haus und stellte darin meine achtzehn Arbeitsmaschinen auf, die von einem vierzigpferdigen Dampfmotor getrieben wurden. Diese wackeren Achtzehn wirkten nach meiner Meinung ebensoviel Gutes wie achtzehn Missionäre. Nach einem Jahre konnte ich meine Fabrik um das Doppelte vergrößern. Neben dem Missionshause und gegenüber entstand ein Bau nach dem andern, prunklos, wie Sie sehen, nur den Bedürfnissen angemessen. Das prächtige Vorderhaus wurde von mir zuletzt und der Engelbertstraße zuliebe erbaut. Es enthält außer meinem bescheidenen Daheim und der Wohnung des Ober-Inspektors nur Schreib- und Geschäftsstuben. Das Missionshaus hier blieb ausschließlich der Telegraphie eingeräumt. Mit dem Telegraphenbau nämlich fing ich an." Er lachte vergnügt vor sich hin. „Sie kommen heute zu einer Jubelfeier; denn die Maschine, die Sie vorhin fortführen sahen, ist die tausendste Morse-Maschine, die F. W. Engelbert gebaut hat. Selbstverständlich liefern wir auch Typendruck-Maschinen für den Großbetrieb — das Fräulein sieht mich mit so klugen Augen an, daß ich sie für unterrichtet halte."

„Das macht alles die Nachbarschaft" antwortete Samuel für Armida. „Um ihren Fragen gerecht zu werden, mußte ich selber lernen. Es ist so; die Schönheit unserer Sprache und unserer Sprachdenkmäler leuchtet ihr noch nicht

ein, aber die Verdienste eines Siemens und eines Pacinotti weiß sie zu schätzen."

„Um so besser! Treten wir ein!"

Der Gang durch vierzig große Arbeitssäle ermüdete weder Armida noch ihre Begleiter. Nicht selten führte Samuel das Wort. In seiner Weise. Während der Fabriksherr mit einer sachlichen Erklärung sich begnügte, gab jener der Phantasie ihr Recht. Ihm war der Telegraph

„des Idafeuers letzter echtgeborner Sohn."

Er sah mehr als das Rüstzeug, sah inmitten des ameisenartigen Durcheinanders den sprechenden Draht hoch über dem Gewühl der Städte, in der Waldeinsamkeit und zwischen dem Getrümmer des Bergthales. Er hörte beim Schnurren der Spinnmaschinen das Rauschen des Ozeans über dem Kabel. Er hörte das Glockenspiel über der Wärterbude und sah das wandelnde Licht des treuen Wächters auf der verschneiten Bahnstrecke . . . Zuweilen schmunzelte Engelbert bei der Begeisterung des Alten; doch wenn er in Armidas glänzende Augen schaute, war er stolz auf sein Reich und zufrieden mit seinem Sänger. Ihr aber däuchte Engelbert wirklich ein König.

Als sie alle Seitengebäude durchwandert hatten und wieder vor dem Stammhause standen, fiel Armidas Blick auf ein Kästchen an der Wand, einen jener Feuermelder, die durch elektrische Leitung mit der nächsten Feuerwehrwache in Verbindung stehen. Engelbert erklärte ihr das Werk; sie aber horchte diesmal mit tiefernster Miene zu. Dann sprach sie:

„Wissen Sie, daß ich vor nichts so sehr mich fürchte, wie vor Feuersgefahr. Mein Vater nahm mich als Kind in Spezia in die Oper mit. Mein Vater liebte die Musik so

sehr. Ach, und ich —! Da, mitten in einem himmlischen Gesange kroch Rauch hinter einer Bühnenwand hervor, und eine Stimme rief: Feuer! — Madre mia! ein fürchterliches Getümmel entstand. Mich dünkt heute noch ein Wunder, wie wir — ich auf Vaters Arm — aus diesem Knäuel ins Freie gelangten. Und dabei war der Feuerruf blinder Lärm gewesen! Wie, wenn zum Rasen der Menschen nun die Flamme — wenn der Rauch" — sie vollendete den Satz nicht; mit starrem Blick, mit gerungenen Händen stand sie.

„Unter dem Eindrucke dieser Erinnerung dürfen Sie mein Haus nicht verlassen," sagte Engelbert. „Ich selbst bin für Besuche nicht eingerichtet, um so besser ist es mein Ober-Inspektor Blume. Er ist verreist, aber seine Frau wird uns mit Vergnügen Gastfreundschaft gewähren."

Vielleicht würde Armida die Einladung angenommen haben, wenn sie die kleine, kugelrunde Frau Blume gekannt hätte. Jetzt stellte sie sich dieselbe als eine sehr schöne, sehr hochmütige Dame vor, und meinte, daß sie schon über die gestattete Zeit geblieben sei.

„Das thut mir leid," sagte Engelbert. „Eine Zigarre, lieber Doktor?" Er reichte Samuel seine Zigarrentasche dar.

Sie wechselten noch einige Redensarten, und Engelbert gab am Thorwege wiederum beiden die Hand.

„Morgen haben wir Schnee," sagte er mit einem Blick zum düstern Abendhimmel, dann zog er noch einmal den Hut und ging in den Hof zurück . . .

Bei all seiner Belesenheit würde Samuel schwerlich eine dichterische Stelle anzuführen vermocht haben, die auf diese „erste Begegnung" gepaßt hätte. Und doch konnte die Unterhaltung, die nur um Nützliches sich drehte und mit einer

Bemerkung über das Wetter schloß, die verhängnisvolle Gemütsbewegung nur verschleiern, nicht verhüten.

Als Armida von der Baronin befragt wurde, schilderte sie alles Gesehene. Das Mädchen hatte sehr gut beobachtet und beschrieb sehr klar. Nicht im Geiste ihres Lehrers Samuel. So würde Friedrich Wilhelm Engelbert über seine Anstalt berichtet haben. Dinah hörte beifällig zu, doch begann sie an Armidas künstlerischem Berufe zu zweifeln.

Das junge Blut war nicht ganz so kühl, wie die Baronin dachte. Denn Armida verbrachte ruhelos jene Nacht.

VIII.

Wochen verstrichen, ohne daß der Wunsch der Stieglerwirtin, von ihrem hochwürdigen Nachbar, dem Pfarrer von St. Katharina, empfangen zu werden, in Erfüllung ging. Der Meßner der Kirche, Balthasar Spielvogel, war zugleich Hausmeister des Katharinenstiftes, also ein doppelt glaubwürdiger Mann. Er hatte immer Gründe, die Frau und Magdalene abzuweisen: das erstemal war Se. Hochwürden zu sehr beschäftigt, ein andermal unpäßlich, oder Hoheit Prinz Ernst war bei Hochwürden, oder Hochwürden war bei Hoheit ... Spielvogel hielt wegen eines Blähhalses den Kopf ein wenig schief — „wie der heilige Apostel Johannes" sagte die Stieglerwirtin. Da er kahlköpfig war, trug er eine Perücke, eine kastanienbraune, wohlgescheitelte, an jeder Schläfe in eine Locke gedrehte Perücke. Nur der Besitzer glaubte, daß sie für sein eigenes und echtes Haar gehalten werden könne. Mund und Augen, der aufgetriebene Leib, der ganze Meßner erinnerte jeden Unbefangenen an einen Karpfen. Aber die Stieglerwirtin war im Zauberkreise des Katharinenstiftes nicht unbefangen. Für sie war der Vertraute Sr. Hochwürden ein stattlicher Mann. Ihm verzieh sie sogar, daß er nur Bier und nur Ledererbräubier trank.

„Heut nicht, heut nicht, Frau Nachbarin, aber morgen,"

sagte er am Nachmittag, der den von Engelbert vorausgesagten ersten Schnee gebracht hatte. Die Wirtin stand mit Magdalene im gewölbten Gange des Stiftshauses, wo ein Kachelofen behagliche Wärme ausstrahlte. Der Meßner saß in einem Lehnstuhl neben der Treppe, einen Maßkrug unter sich.

„Wenn's nur wahr ist, Herr Obermeßner!" meinte die Frau, mit einem ängstlich forschenden Blick auf das farb- und bartlose Gesicht des Vertrauten.

„Unsereins redet immer die Wahrheit. Hochwürden, habe ich gestern abend wieder gesagt, unsere Nachbarin, Frau Stiegler aus Hohenbüchel — Ich weiß, sagt er, wir sind alte Bekannte, sie ist eine wahrhaft fromme Frau, obwohl Wirtin — obwohl Wirtin hat er gesagt!" Die Stiegler rümpfte die Nase. Ein Unterschied sei zwischen Wirtin und Wirtin, meinte sie selbstbewußt. „Bei uns daheim kommt erst der Pfarrer, aber gleich hinter ihm der Wirt, manchmal sogar umgekehrt; nachher lange nichts und dann erst der Richter."

Er nickte zustimmend. „Auf dem Lande ist vieles anders, als in der Stadt; ich habe einen Panschang für das Land. Aber Hochwürden kann mich nicht entbehren."

„Ich weiß, daß Sie Hochwürdens rechte Hand sind, und eben darum bitt' ich halt recht schön —"

„Heut nicht, heut nicht, aber morgen. Heut haben wir Versammlung im Kapitelsaal." Er deutete mit dem Daumen nach oben. „Große Dinge bereiten sich vor. Es muß was geschehen. Die Welt wird immer schlechter."

„Das weiß der Himmel," fiel die Stiegler ein. „Wozu läßt der liebe Gott den Wein wachsen, wenn ihn niemand

trinken will! Seit Wochen lauere ich auf die Gäste, die kommen sollen, und es kommt nichts.“

„Mir hat der Doktor den Wein verboten,“ brummte Spielvogel, „und so halte ich mich ans Bier. Auch das ist eine Gottesgabe, wenn der Brauer kein Pantscher ist. Also mit Ihrem Schank geht's schlecht, Nachbarin?“

Sie warf sich in die Brust. „Wie man sich bettet, so schläft man. Der eine hält's aus, der andre nicht.“

„So ist's.“ Er blickte prüfend auf Magdalene.

„Und das ist Ihr Ziehkind? Ein sauberes Madel. Alles was wahr ist, sehr sauber. Betet sie fleißig?“

„So viel und so gut wie ich. Angenommene Kinder machen mehr Sorgen als die eigenen, sagt man. Aber das trifft bei meiner Lena nicht ein. Die ist brav!“

Magdalene wurde bei ihrem Lobe über und über rot. Nicht aufzuschauen getraute sie sich.

Spielvogel rieb das breite Kinn. „Recht, recht! Das wird Hochwürden freuen. Unsere andre Nachbarschaft, die gläserne Teufelsfalle in der Neuen Straße, macht uns Kummer genug. Schöne Kleider verderben gute Sitten. Eine Probemamsell im Frauenlob richtet mehr Unheil an, als zehn Pfarrer gut machen können. Da sind Ihre Hausgenossen, die Wurzel's: Er ist ein rechtschaffener Mann, aber *sie* —! Ihre Aelteste mußte in den Modekasten hinein und — natürlich — aus dem Jungfrauenbund vom Herzen Mariä hinaus! Und jetzt geht das Mädel wie ein Aff aufgeputzt! Eine Polizeimannstocher! Die Demut! Die Demut! Sie ist dahin und mit ihr die billige, die gute alte Zeit!“ Er wollte unter seinen Stuhl nach dem Maßkrug greifen, aber besann sich.

Frau Stiegler sah mit gefurchter Stirn vor sich hin. „Weil wir vom Wachtmeister sprechen," begann sie, „auch ihm thut der Wein nicht gut. Und so seh' ich ihn selten und ist er mir noch immer eine Geschichte schuldig."

„Wurzel ist ein guter Mann, aber glauben Sie ihm immer nur die Hälfte!"

„O, ich kenne sie jetzt ohne ihn, die Geschichte, warum Hochwürden der Herr Stadtpfarrer Geistlicher geworden ist—"

Mit einem Ruck war Spielvogel aus dem Stuhl. St! machte er und horchte die Treppe hinauf. „Davon redet man nicht! wenigstens hier nicht!"

„Aber du liebe Zeit —"

„Still!" fiel er ein, „oben rücken sie die Sessel; die Sitzung ist aus! Gehen Sie! Morgen, hat er gesagt! Für Sie wie für mich! Da muß man folgen! Lieber in Daniels Löwengrube als in Hochwürdens Ungnade!"

„Aber sagen Sie mir nur —"

„Kein Wort mehr sag' ich, als: Gehen Sie! adje! adje!"

. . . Die Thür fiel hinter den Frauen ins Schloß. Spielvogel horchte wieder hinauf. Die Sitzung war doch nicht zu Ende. Er redete noch. Mit Donnerstimme. Da wird's irgendwo einschlagen, dachte Spielvogel; Gott sei Dank, nicht bei mir! Und aufatmend holte er jetzt den Maßkrug zu einem tiefen Zuge hervor.

. . . Als die Frauen am folgenden Nachmittage wieder nach dem Stiftshause gingen, lag der Schnee fest auf den Dächern. Das alte Gemäuer der Katharinenkirche sah unter der weißen Decke noch finsterer als gewöhnlich aus. Auch auf dem Katharinenhof blieb der Schnee unbehelligt; nur vom Bürgersteig längs den Häusern hatte man ihn weggeschaufelt.

„O du grundgütige Vorsehung,“ sagte die Stiegler, „jetzt läßt der Himmel schneien, daß die Armen mit Schneeschaufeln Geld verdienen, um Holz zu kaufen! — Beim ersten Schnee denk' ich immer schon an Weihnachten. Bete nur fleißig, dann bringt dir das Christkind eine warme Winterjacke.“

Spielvogel empfing sie heute mit besonderer Feierlichkeit. „Hochwürden erwartet Sie,“ sagte er leise und schritt ihnen die Treppe hinauf voran. Er öffnete die Flügelthür zu einem großen Saal. Um einen langen, grün bezogenen Tisch standen ein Dutzend und mehr Stühle in Reih und Glied. Die Brustbilder geistlicher Würdenträger hingen an den Wänden. „Unser Kapitelsaal,“ flüsterte Spielvogel und ging nunmehr auf den Zehen zu einer zweiten Thür. „Sr. Hochwürden Empfangszimmer!“ sagte er hinter der vorgehaltenen Hand, machte vorsichtig auf, schob die Frauen hinein und machte hinter ihnen wieder zu.

Endlich waren sie am Ziele!

Schränke, welche bis an die Decke reichten, enthielten die Bücherei Sr. Hochwürden: Kirchenväter, Scholastiker, neuzeitliche kirchengläubige Philosophen. Wie viel unsinnig tiefe und tief unsinnige Gedanken waren in diesen Bänden!

Die Stiegler ließ schüchtern ihre Blicke den Bänden entlang gehen. „Wenn einer das alles gelesen hat,“ flüsterte sie, „muß er freilich gescheit sein.“

„Il papa!“ sagte Magdalene und zeigte auf eine Marmorbüste auf schwarzem Holzsockel.

Die Wirtin fand die Aehnlichkeit der Papstbüste mit den auch ihr wohlbekannten Oelfarbendrucken nicht so rasch heraus wie Magdalene, und hatte kein Ohr für den Tonfall. „Sein

Papa?“ fragte sie mit einem Blick auf die Büste, „ist schon möglich.“

Se. Hochwürden ließ sich Zeit. Sie konnten mit Muße ein gesticktes Kissen bewundern, das nicht als Schlummerkissen auf dem Sopha, sondern als Schaustück auf dem Tische lag. Denn dasselbe war ein Geschenk der Herzogin Mutter; an der Stickerei, die Kelch und Stola darstellte, hatte sie höchsteigenhändig sechs Stiche gemacht.

Dann that die Thür zum Innersten sich auf, und Se. Hochwürden der Stadtpfarrer, Dr. Matthias Steinacker, trat ein.

Er war nicht ganz so mißfarben und ungeschlacht wie Spielvogel, besaß noch volles, rotbraunes Haar und gute Zähne; dennoch bestand eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Pfarrer und Meßner; der Erfahrene erriet sofort das beiden Gemeinsame: gebundene Grobheit. Wenn Steinacker im Wortgefechte die Mundwinkel herabzog und das Kinn vorschob, sah er gefährlich aus, und die Freidenker der Stadt mochten sich segnen, daß die Tage der Foltern und Feuerchen vorüber sind.

„Ja, grüß' Sie Gott, Frau Wirtin!“ rief er in einem Tone, der, wenn er nicht aus dem Herzen kam, doch zum einfältigen Herzen ging. „Das Aussehen ist gut. Auch Bruder Hoffingott befindet sich wohl, wie er mir schreibt. Aber was macht denn Hohenbüchel ohne die Stieglerwirtin? Das hätte ich mir im Leben nicht gedacht, daß wir Nachbarn auf dem Katharinenhof werden!“

Die Stiegler, die mit dem goldgestickten Unter-Innthalerhut mehr als je einem alten Chinesen glich, machte einen Knicks bis auf den Boden; als sie die dargebotene Hand küssen wollte, wehrte er ihr.

„Und das ist die Magdalene?“ kehrte sich Steinacker zum lieblichen Mädchen. „Bruder Hoffingott schreibt Gutes auch von dir. Brav! Täglich geschehen Wunder. Da stehen zwei arme Waislein verlassen, verzweifelnd in der Welt. Wer würde sie nicht für verloren halten! Aber Gott rührt die Herzen einer Edelfrau und einer wackeren Bürgerin, und wenigstens der einen, dem Schützling unserer Stiegler verbürge ich eine gesicherte, gottgefällige Zukunft. Aber bete! bete! Denn nur die Sorgen, nicht die Prüfungen sind zu Ende für dich: in einer großen Stadt bist du ringsum von Feinden deiner Seele umgeben. Jeder Gang, außer demjenigen zur Kirche, ist eine Gefahr. Sei Tag und Nacht auf der Hut, wache über deine Sinne!“

Die Stiegler nickte wie eine Pagode; Magdalene hörte mit der Andacht und Einfalt der Unschuld zu.

„Und wie geht's mit der Wirtschaft?“ wandte er sich wieder im Plaudertone zur Frau. „Zu meinem Leidwesen höre ich, daß Sie über den Geschäftsgang klagen. Das wundert mich. Zum Saufen haben die Hiesigen doch immer Geld!“

„Ja, wenn ich Bier ausschänkte,“ erwiderte die Wirtin spitz, „die Leut' hier sind halt an guten Wein nicht gewöhnt. Uebrigens hat's keine Eile. Ich halt's aus. Die Hauptsache ist, daß wir die Kirche so nah' haben, denn zuweilen bin ich schon recht schwach in den Füßen.“

Der Pfarrer zog einen Fenstervorhang hinauf, einen andern herunter, nahm auf dem beschatteten Sofa Platz und wies den Frauen die Stühle gegenüber an.

„Und die Magdalene, geht sie auch so gern in die Kirch'?“

„Wir wechseln mit einander ab. Vom ersten bis zum letzten Gebetläuten ist eine von uns alleweil in der Kirch'.“

„Und wer ist jetzt daheim?"

„O heut ist für uns Feiertag," sagte die Frau, und Steinacker hatte bei der hausbackenen Schmeichelei keine Rüge für die bedenkliche Wirtschaft.

Eine Pause trat ein, während welcher der Pfarrherr aus dem Schatten heraus wie aus einer Höhle Magdalene musterte. Sie sah wie eine sanfte Heilige aus. Sollte sie wirklich nichts vom Blute ihrer sündigen Mutter geerbt haben?

Abermals sprach er salbungsvoll und dunkel von den Gefahren der Großstadt für die junge Seele, vom Unglauben und Unfrieden der Gegenwart, vom Schoße der Kirche und von der Notwendigkeit, daß ihre Getreuen in geschlossenen Reihen den Drachen bekämpfen.

Zuletzt erzählte er von seinen Bemühungen für die Wiedererweckung des kirchlichen Geistes. Er habe die Gesellschaft christlicher Ehemänner, den Bruderbund katholischer Jünglinge und den Verein Arbeiterschutz, die Vereinigung christlicher Frauen Elisabeth und den Jungfrauenbund vom Herzen Mariä gegründet.

Diese Truppenkörper der Kirche zählten schon Hunderttausende von Streitern, alle von einem Geiste beseelt und eines Willens.

„Nur durch die heilige Kirche geht der Weg zum Himmel!" rief er. „Selig sind alle, die mithelfen, das Reich Gottes auf Erden wieder aufzurichten!"

„Wenn unsereins mitthun dürfte —" meinte die Stieglerin zaghaft.

„Jeder gute Katholik ist willkommen," fiel er lebhaft ein. „In der Kirche — in der Kirche allein — gibt es nur Brüder und Schwestern. Für Ihre Kirchlichkeit bürgt

das Zeugnis des hochwürdigen Vikars." Er stand auf und trat an einen zweiten Tisch, auf dem mehrere gediegen eingebundene Folianten lagen — die Mitglieder-Verzeichnisse der von ihm gegründeten geistlichen Gesellschaften. „Sind Sie entschlossen," fragte er feierlich, „der heiligen Fahne zu dienen, nicht nur zu dulden, sondern auch zu streiten?"

„Auf Tod und Leben," antwortete die Stiegler.

„Dann bedarf es nur Ihrer Unterschrift, und Sie, Frau Stiegler, sind Mitglied der Frauenvereinigung Elisabeth, und Magdalena gehört zum Jungfrauenbund vom Herzen Mariä."

„Hochwürden entschuldigen eine Frage," sagte die Wirtin. „Was kostet's?"

„Die Beiträge richten sich nach den Mitteln."

„Man soll nicht sagen, daß die Stieglerwirtin dafür keine Mittel hat." Und sie setzte sich an den Tisch und trug ins Buch, das ihr Steinacker vorlegte, mit zittriger Hand, aber wohlgemut Namen und Stand ein.

Magdalene hatte sich in ein anderes Buch einzuschreiben. Der Pfarrer machte die Frauen auf das bemalte Titelblatt aufmerksam. Ein Bannertuch, das von Lilien gehalten wurde, enthielt in bunten Mönchsbuchstaben die Inschrift:

Bund der Jungfrauen vom Herzen St. Mariä.

„Ein Werk des Herrn Hofmalers Prummer," sagte Se. Hochwürden.

Er schlug die letzte beschriebene Seite auf. „Das trifft sich schön! Du machst das dritte Tausend voll. Unterschreibe!"

Magdalene, der die Stiegler Platz gemacht hatte, sah hilflos zu ihm auf. Die andere zupfte den Pfarrer am Rock; er kehrte sich um, und die Blicke der zwei Erfahrenen begegneten sich. Er verstand.

„Auf welchen Eigennamen bist du getauft?"

„Auf Vaters Namen."

„Dann unterschreibst du, wie's in deinem Taufschein steht." Und das Mädchen schrieb: Maddalena Bellotti, gebürtig aus Verona. Währenddem beugte sich der Pfarrer über sie, und die Wärme ihres jugendlichen Leibes teilte sich ihm mit. Er trat zurück, doch nicht unwillig, sondern zaudernd, wie man dem allzu mächtigen Geruch einer Narzisse oder Hyazinthe sich entzieht . . .

Spielvogel saß auf seinem Stuhl an der Treppe, als der Pfarrer und die Frauen herabkamen. Se. Hochwürden der Pfarrer von St. Katharina gab einer Wirtin und dem Kinde einer Landstreicherin das Geleit! Das war noch nicht dagewesen.

„Kommen Sie mit, Spielvogel," sagte der Pfarrer, „und schließen Sie die Sakristei auf! Ja, ja, Frau Stiegler, Tausende gehen in meiner Kirche aus und ein und kennen sie doch nicht."

Der Meßner zögerte. „Hochwürden," bemerkte er, „viele Leute waren da. Ich habe die Karten in meinem Zimmer."

„Nachher!"

Und wieder kehrte sich Steinacker zu den Frauen. „Spielvogel mußte alle Besuche abweisen. Ich war's Ihnen und Bruder Hoffingott und meinem lieben, biederen Tirol schuldig."

„Ja," sagte die Stiegler selbstbewußt, „alle Welt hat uns Tiroler gern . . ."

Allein in der Sakristei wurde sie kleinlaut. Der Geruch der Kirche schüchterte die Wirtin von Hohenbüchel ein.

In der Sakristei war nichts zu sehen. Wandschränke

liefen ringsum; ein altes Oelbild machte einen großen schwarzen Fleck an der weißgetünchten Wand. Was es vorstellte, wußte selbst der Pfarrer nicht; doch brannte ein ewiges Licht davor, und so beugten alle vier im Vorbeigehen die Kniee.

Spielvogel blieb in der Sakristei zurück. Die andern aber traten in die Kirche.

Aus dem Umgang des Altarhauses begaben sie sich zum Hochaltar und verrichteten vor dem Bilde der Kirchenpatronin ein kurzes Gebet. Dann schritten sie die Stufen hinab in die dreischiffige Halle. Ungeheuer erschien sie ihnen im Dämmer, aus dem da und dort eine Farbengarbe geheimnisvoll aufleuchtete. Feierliche Stille! Die Frauen erschraken über den Widerhall ihrer Schritte; er aber ging mit der Gelassenheit eines großen Herrn, der bescheidenen Provinzlern seine Besitzung zeigt, voran. Bemerkungen über das Baukünstlerische wurden nicht gemacht; was gilt Menschenwerk, wo Heiligtümer die Fülle sind!

Im Seitenschiff, das sie betraten, reihte sich Altar an Altar. Hinter Glasscheiben glitzerte und flimmerte Gold und Silber, die kostbare Fassung unschätzbarer Kleinodien.

„Der Schädel des heiligen Pachomius," sprach der Pfarrer.

„Jetzt habe ich geglaubt, alle Heiligen zu kennen," sagte die Stiegler verwundert, „aber den Bach — Bach —"

„Pachomius, der Egypter, war der erste, der die Einsiedler der Wüste zum gemeinsamen Beten, Fasten, Geißeln versammelte. Er ist der Stifter der Klöster. Wie seine Gebeine in unser Land kamen, ist geradezu wunderbar . . . Genug, ein Ritter Blutenburg gab im Jahre 1428 dem Kloster Wettern eins seiner Schlösser für diesen Schädel hin. Der

letzte Blutenburger vermachte die Reliquie der Katharinenkirche. Ach, unser Geschlecht forscht lieber nach Resten von grauslichen Sauriern, als nach den Gebeinen heiliger Glaubenskämpfer, und niemand mehr gäbe ein Schloß für ein ganzes Beinhaus voll Heiligenknochen!“

Nach was grauslich Saurem graben sie? dachte die Stiegler, was meint er damit? Magdalene blickte mit frommer Scheu auf das Reliquiarium. Dann knieten beide nieder und erflehten durch ein Vaterunser die Fürbitte des heiligen Pachomius.

Weiter ging's. Ueber einem Altarbild, das die Marter der heiligen Agnes nach Domenichino darstellte, ragte ein Kreuz; mit Goldblech war es überzogen, mit Filigran und Steinen reich verziert.

„Das ist nächst dem wunderthätigen Muttergottesbilde unser größter Schatz,“ sagte der Pfarrherr. „In einer Höhlung der Rückseite hat ein Vorfahr der Frau Herzogin Cäcilie einen Splitter vom heiligen Kreuze eingelassen. Vom wahren, echten Kreuze unseres Heilands! Vom Holze, das sein heiligster Leib berührt, das sein göttliches Blut getränkt hat!“

Beide Frauen waren gläubig, beide ergriffen. Doch während die Aeltere stumm, mit blöder Miene hinaufsah, gab sich das sonst so sanfte, so schüchterne Kind wildem Schmerze hin. Sie warf sich auf die Kniee und hob die Augen, die Arme leidenschaftlich zum Kreuze empor. „O Jesu,“ rief sie, „der du für uns gestorben bist! O Jesu, mein Erlöser! O Jesu, du Vater der Armen!“

Die Stiegler wurde gerührt. „Weine nicht, armes Hascherl,“ tröstete sie, „Jesus wird dich nicht verlassen, und ich verlaß' dich auch nicht; das gelob ich dir hier bei meiner

Ehr' und Seligkeit!" Aber der Pfarrherr hatte bei jener Offenbarung der Naturmacht ein böses Lächeln.

Also doch! sprach er für sich . . .

Hinter einem leichtgeschwungenen, schmiedeisernen Gitter dämmerte das Grabmal eines Prinzen von Ratzel-Rattenberg. Das liegende Erzbild stellte den Fürsten, der im Leben ein arger Sünder war, mit einem Rosenkranz in den gefalteten Händen dar. „Den Heiligen kenne ich," sagte die Stiegler mit halber Stimme, „zu dem hab' ich schon viele Vaterunser gebetet."

„Aber das ist ja kein Heiliger!" rief Steinacker entrüstet; „im Gegenteil —" doch alsbald besann er sich . . . . Ja, auf der Kanzel verteidigte er die Gleichheit der Sünder vor dem ewigen Richter, aber in seinem innersten Innern war er nicht völlig sicher, ob nicht auch die himmlische Gerechtigkeit für Geistliche und Fürsten ein milderes Strafmaß habe. Und wer wagt die göttliche Gnade zu ergründen? Wenn auch der Verstorbene nimmermehr heilig zu sprechen ist, kann er doch ein Seliger sein.

„Unter diesem Steine ruht ein hoher Herr," fuhr er sanfter fort, „hoffen wir, daß seine Seele beim Allerhöchsten für uns bitten kann."

. . . Wie vieles war zu sehen! wie reich die Kirche an Weihgeschenken von eingebildetem und thatsächlichem Werte! Da gab es noch manche Heiligengebeine, da wunderthätige Marienbilder, silberne Ampeln und goldene Herzen, schwerseidene Fahnen und herrlich gestickte Altardecken. Unterdessen ward es unruhiger in der Kirche; die ersten Zuzügler zu irgend einer Andachtsübung kamen; schlürfende und trippelnde Schritte, Husten und Räuspern wurden laut.

Das letzte, was Steinacker seinen Begleiterinnen zeigte, war ein weißseidenes Banner mit einem Marienbild. „Die Fahne des Jungfrauenbundes vom Herzen Mariä,“ sagte er zu Magdalene.

Da das Banner am Geländer der Kanzeltreppe befestigt war, sah die Stiegler erst auf die Fahne, dann nach der Kanzel.

„Wir haben noch immer nicht das Glück gehabt, Hochwürden predigen zu hören,“ bemerkte sie.

„Die Jüngeren wollen auch zum Worte kommen. Auch hatte ich in der letzten Zeit mein altes Halsübel. Aber wie dem sei, beim Jahresschluß, am Sylvesterabend, werde ich die Predigt halten.“ Und das Gewitter, das dem Meßner schwante, grollte in seiner Stimme.

An einer Seitenpforte trennte man sich. Durch die angelehnte Thür kam kalt die Luft; ein Bettler stand am Eingange, und Andächtige knieten in den Betstühlen. So mußte die Stiegler im Ausdrucke ihrer Dankbarkeit sich beschränken. Jetzt — coram publico — duldete Steinacker den Handkuß. Als die Witwe seine Rechte endlich freigab, erteilte er ihnen seinen Segen. Dann ging er.

Der Bettler an der Thür war, wie die Wirtin vom Polizeimann Wurzel wußte, ein Gewohnheitssäufer; gleichwohl gab sie ihm in ihrer Freude heute ein Silberstück.

IX.

In der Sakristei hatten sich unterdessen die Priester eingefunden, welche die Vesper abhalten sollten, das älteste Mitglied des Katharinenstiftes, Kaplan Heckenblaichner, und zwei Kooperatoren, der eine schon bei Jahren, der andere noch jung, ein wahrer Grünschnabel. Außerdem waren Spielvogel und ein paar Chorknaben da. Als der Stadtpfarrer eintrat, waren alle schon in Amtstracht. Der grauköpfige Kaplan saß in einem ungepolsterten Lehnsessel, der zuweilen als Beichtstuhl diente. Er hielt seine Dose in der Hand und blickte grinsend auf den jungen Geistlichen, der in einemfort nieste. Der zweite Kooperator aber schüttelte sich vor Lachen. Spielvogel kramte hinter einer Schrankthür; man sah von ihm nur den Saum des Chorrockes und die großen Füße . . . In einer Fensternische knufften sich die Buben.

Wie sehr der Stadtpfarrer gefürchtet war, zeigte sich bei seiner Ankunft. Heckenblaichner ließ beim Versuch, mit Einem Ruck sich zu erheben, die Dose fallen; die Kooperatoren verneigten sich tief; man vernahm kein Nießen, kein Lachen mehr. Spielvogel hörte in der plötzlichen Stille Sr. Hochwürden Stiefel knarren; schnell, zu schnell fuhr er auf — pumps! machte es im Kasten. Die Knaben ließen die Arme sinken und sahen mit Duckmäusermienen zur Erde.

Steinacker beugte sein Knie vor dem angeblichen Marienbilde, dann neigte er dem Geistlichen herablassend sein Haupt und sagte über die Schulter weg zum Meßner: „Spielvogel!"

„Hochwürden?"

„Wer ist im Vorhaus?"

Die Antwort kam zaghaft: „Meßner Siegl, Euer Hochwürden ... Herr Kaplan wünschte, daß ich —"

„Gut, gut!" unterbrach ihn der Pfarrer, „die Wünsche unseres hochwürdigen Aeltesten sind Befehle ... Haben Sie die Karten bei sich?"

Spielvogel tastete an seinem Chorhemd umher. „Ja wohl, Hochwürden ... das heißt ... ich glaube ... richtig! Ich legte sie in den Kasten ... Gleich, Hochwürden, gleich!"

Während der Meßner wieder hinter der Schrankthür verschwand, wanderte Steinackers Blick durch das dämmerige Gemach und blieb zuletzt an der rätselhaften Tafel haften, auf die das ewige Licht einen rötlichen Schimmer warf. Er nahm das Päckchen Besuchskarten, das ihm Spielvogel reichte, gedankenlos in die Hand, das heißt, seine Gedanken waren in den Augen. Plötzlich that er einen hastigen Schritt näher, sah aufmerksam hinauf, wandte sich kopfschüttelnd ab.

„Längst wollte ich Sie fragen, Herr Kaplan," redete er den Alten an, „war bei Ihrem Eintritt im Stiftshause diese Himmelfahrt Mariä schon da?"

„Die Tafel hielt ihren Einzug gleichzeitig mit meiner Wenigkeit und war vor dreißig Jahren schon genau so schwarz wie heute. Sie stammt aus der Gemäldesammlung des hochseligen Prinzen Ratzel-Rattenberg. Aber der ist Euer Hochwürden bekannt."

„Ich weiß nur, was im Bestandsverzeichnis steht: Mariä Himmelfahrt, Oelbild des Jacopo Palma.“

„So hieß es im Kataloge der Ratzel-Rattenbergschen Gemäldesammlung. Der Palma war ja wohl ein berühmter Meister, und Sanktä Mariä Himmelfahrt, das ließ sich hören. Die anderen Nummern verhießen nichts Gutes.“ Heckenblaichner nahm eine Prise. — „Man erzählte vom Lebenswandel des Herrn Prinzen allerlei . . . Auch mit seinem Adel war's so so. Sein Vater war napoleonischer General gewesen . . . Indessen — er ging in sich, der junge alte Prinz. Allerdings erst kurz vor Thorschluß; vier Wochen nach seiner Bekehrung starb er. Gott ist barmherzig. — Sein Beichtvater war Hochwürdens Vorgänger, Propst Hildebrand seligen Andenkens. Der reuige Prinz vermachte dem Katharinenstift seine sämtlichen Bilder mit der Bedingung, daß sie zum Besten des Stiftes verkauft würden. Für alle die heidnischen Nuditäten fanden sich Käufer und Liebhaber, nur nicht für das heilige Bild. Ich nehme an, nicht weil es zu heilig, sondern weil es zu schwarz war. Und so blieb es dem Stift und fand seinen Platz in der Sakristei.“

„So, so,“ sagte der Stadtpfarrer und rieb, während er wieder die Tafel betrachtete, das Kinn. Die andern folgten ihm mit Blick und Gebärde.

„Man muß das Bild säubern, wieder herstellen lassen,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Ich werde mit Hofmaler Prummer darüber sprechen.“ Beim Hofmaler fielen ihm seine Besucher ein. Er wog das Päckchen Karten in der Hand. „Ach, wie viel! Hochwürden glauben nicht, wie sehr ich überlaufen werde!“

„Man weiß das wohl!“

„Alle Welt will von mir Sr. Hoheit dem Prinzen Ernst empfohlen sein.“

„Da hat die Welt so unrecht nicht,“ schmunzelte Heckenblaichner, und die Kooperatoren und der Meßner gaben durch eine Art Grunzen ihren Beifall kund.

„Man überschätzt meinen Einfluß —“

„Er kann nicht groß genug sein.“

Steinacker spielte mit den Karten. „Bitte, bitte,“ sprach er sanft. „Die Frömmigkeit liegt Sr. Hoheit dem Prinzen im Blute.“

„Er hat's von der Mutter.“

„Ja, die Herzogin Mutter ist eine Heilige. Gott sei Dank, es gibt noch wahre Frömmigkeit! Und in allen Kreisen. Da ist in unserer Nachbarschaft eine Weinwirtin, aus Tirol gebürtig, das Muster einer guten Katholikin.“

„Wir alle kennen sie,“ sagte Heckenblaichner; „sie und ihre Ziehtochter sind meine Beichtkinder. Die sind freilich brav! Schade daß sie keinen bessern Wein haben!“

„Der Herr Bruder spricht aus Erfahrung?“

„Natürlich, man muß doch gute Nachbarschaft halten! Und der Wein ist die Milch der Alten. Aber das Zeug, das der Atzwanger den armen Weiberleuten einstellte, ist nicht zu genießen.“

Eine Schwarzwälder-Uhr hob zum Schlage aus. Der Stadtpfarrer zog seine schwergoldene Taschenuhr, ein herzogliches Geschenk, und verglich sie mit jener. „Ich bin von der Frau Herzogin Mutter zum Thee befohlen,“ sprach er, „und habe noch so viel zu erledigen. Herr Kooperator Huber, kommen Sie nach der Vesper zu mir!“ Er verneigte sich grüßend, besprengte sich aus dem Weihkessel, der unter

dem schwarzen Bilde hing, schlug ein Kreuz und ging durch die Thür, die ihm Spielvogel weit öffnete, ins Stiftshaus.

„Hochwürden sind schon zum zweitenmale in dieser Woche ins herzogliche Schloß geladen," bemerkte Huber, der ältere Kooperator. „Eine große Ehre, aber schenant. Allerdings gibt es nach dem Thee Bier, und der Stoff aus dem herzoglichen Brauhause Finkenberg soll ausgezeichnet sein — aber schenant denk' ich mir solchen Abend doch."

Heckenblaichner war alt und klug. Wenn man ihn auf verfängliches Gebiet lockte, nahm er wie jetzt anstatt zu antworten eine Prise.

— — — — — — — — — — — —

Die zwei Kooperatoren speisten mit den Stiftsherren. Der Speisesaal im Erdgeschoß war mäßig groß, gewölbt, weiß getüncht, schmucklos, ein klösterliches Refektorium. Festmahle fanden im Kapitelsaale statt. Die Stiftsköchin kochte bürgerlich gut, an Fasttagen sehr gut; die Brauerei eines Franciskanerklosters lieferte das Getränk. Die Nachfolger des heiligen Franciscus haben als Bierbrauer einen guten Ruf.

Der Ehrenstuhl an der Schmalseite der Tafel blieb an jenem Abend unbesetzt. Keiner wagte Steinackers Platz einzunehmen. Als die Herren beim Nachtisch waren und Nüsse knackten, fuhr der Hofwagen, der den Gast der Herzogin Mutter abholte, vor. Spielvogel, welcher wenigstens mit einem Ohr draußen war, während er die Tafelnden bediente, lief sofort hinaus, um beide Thürflügel für den Scheidenden zu öffnen. Die Herren aber traten an ein Fenster, dessen Läden man für den kommenden Fall nicht geschlossen hatte. Nur Heckenblaichner, den sein Alter entschuldigte, blieb sitzen. Uebrigens

sahen von den anderen auch nur die vordersten die Vorgänge, denn die Scheu vor dem Gewaltigen hielt die Neugierde in Schranken. Kutscher und Lakai in ihren Pelzen, Wagen und Pferde erschienen auf dem engbegrenzten verschneiten Platze ungeheuerlich. Eben hatte der Bediente den Schlag der altmodischen Kutsche geöffnet, als der Pfarrer rasch die Stufen herabkam. Eins, zwei war er im Wagen, so daß der dicke Spielvogel mit seinen guten Absichten zu spät kam. Im Speisezimmer blieb man am Fenster, während das Gefährte einen Bogen machte, im Schnee schwarze Spuren hinterlassend; blieb, bis dasselbe im schimmernden Nebel der Neuen Straße verschwand.

Unterdessen saß Heckenblaichner mit gespitztem Mund und blinzelnd da. Des Stadtpfarrers Absicht, das Bild in der Sakristei auffrischen zu lassen, bedrückte ihn. Was dreißig Jahre lang gut war, soll nun anders werden. Gerade die Schwärze ist ja das Ehrwürdige. Das Bild in klaren, leuchtenden Farben wird ihm unheimlich sein. Kann man nicht bis zu seinem Tode damit warten! — Etwas von einem Stürmer oder Neuerer steckt auch in ihm, sagte er sich, nicht zum erstenmale mit seinem Vorgesetzten unzufrieden.

„Spielvogel, Sie bringen uns eine Hundekälte herein," brummte er, als der Meßner ins Zimmer trat, wo die Neugierigen wieder Platz genommen hatten.

„Bitte um Entschuldigung, Hochwürden. Ich selber spüre nichts davon, denn mir schoß ein freudiger Schreck brühwarm durch alle Glieder. Stellen Sie sich vor: wer kutschirt Se. Hochwürden? Mein Schwestersohn Hermann!"

In diesem kleinen Staat zog auch das Kleinliche an. Der unwürdige Neffe des würdigen Meßners bot sehr häufig

den Stoff zur Tafelunterhaltung. Nur durfte der Präses nicht zugegen sein.

„Herzoglicher Diener, Hofkutscher! Also wirklich!“ sagte Heckenblaichner.

„Aber wie lange wird's dauern?“

„Je nun,“ meinte Kooperator Huber, „wenn man einen Beschützer wie den Herrn Stadtpfarrer hat!“ Er ließ die Augen umherwandeln, doch nur sein junger Amtsgenosse sah ihn neugierig an, alle anderen blickten schweigend nieder.

„Was das jüngste Malheur meines Neffen betrifft,“ begann Spielvogel, „muß ich ihn in Schutz nehmen. Es ist stadtbekannt, daß die Baronin Oberkirch eine böse Frau ist.“

„Das scheint sie in der That zu sein,“ nahm der geistliche Rat Tauber das Wort, ein hagerer Vierziger, mit einem wachsgelben Vogelgesicht. „Ich weiß aus sicherer Quelle, daß sie ihrem Gesinde die Fasten zu halten verbietet. Sehr gegen den Willen des Barons! Allein der Arme ist vom jüdischen Kapital abhängig. Die verkehrte Welt!“

„Wie ist's, heiratet Graf Semola die Schauspielerin?“ fragte ein andrer.

„Die Ideenverbindung lag nahe,“ lächelte der geistliche Rath. „Vorderhand ja! Hoffen wir, daß es der Herzogin Mutter in der zwölften Stunde gelingt, den Grafen zur Vernunft zu bringen! Seine Braut ist dieselbe Person, die in einer Wohlthätigkeits-Vorstellung — in Gegenwart des Hofes — beinahe unbekleidet auftrat!“

„Schrecklich!“ sagte Huber und griff zum Bierglas.

„Aber unser hochwürdigster Präses,“ fiel Heckenblaichner ein, „der hat's ihnen gegeben! Über die Unsittlichkeit auf der Bühne schrieb er einen Leitartikel.“

„Im Katholiken?" fragte der jüngste, mit einem Blick über die Brille. Er hieß Käferle und war ein Streber.

„Wo sonst? Das müssen Sie doch wissen, daß der Katholik Hochwürdens Leibblatt ist."

„Aber ich bitte Sie! Ich fragte ja nur, um mir sofort die betreffende Nummer zu verschaffen. Alles, was der hochwürdige Herr Präses schreibt, ist klassisch."

„Bene dicis", sagte der geistliche Rath; „man kann den Schriftsteller Matthias Steinacker getrost unserem großen Lactantius an die Seite stellen."

Heckenblaichner nahm eine Prise . . .

. . . Um 10 Uhr saßen die Kooperatoren Huber und Käferle in des ersteren Stube beim Schachspiel. Beide mit roten Köpfen. Nicht vom Spieleifer, sondern von der Ofenhitze. Sie fanden das mollig. Huber, in gestickten Hausschuhen, hatte eine Virginia im Munde und den Bierkrug neben sich.

„Matt," sagte der Jüngere.

„Oho!" rief der andre, schob seine Brille auf die Stirn und bückte sich über das Brett. „Schau, schau!" sprach er nach einer Weile.

„Ist noch eine Partie gefällig?" sprach Käferle mit einem Siegerlächeln. Huber lehnte ab. Das Spiel sei anstrengend und er müsse nach der Heimkehr des Stadtpfarrers noch wer weiß wie lange arbeiten. Er, der Schriftführer eines halben Dutzends Bruder- und Schwesterbünde mit ihrem Vorstand.

„Aber gehen sollen Sie deshalb nicht!" rief er, da der andre zum Aufbruch sich anschickte; „im Gegenteil, helfen Sie mir über den ersten Schlafanfall hinweg!"

Käferle ließ sich nicht ungern zum Bleiben nötigen, denn er wollte etwas erfahren:

Warum nimmt der sittengestrenge Stadtpfarrer Spielvogels Neffen, der bekanntermaßen ein Taugenichts ist, unter seinen Schutz?

Huber war nicht so harmlos wie der Vikar von Hohenbüchel, dennoch der Gewandtheit des jüngeren nicht gewachsen; erst wollte er nichts wissen, dann nichts reden, zuletzt gab er bei. Und so erfuhr Käferle, was die Stieglerwirtin vom Kammerdiener wußte, erfuhr, wie Matthias Steinacker Geistlicher wurde.

„Eine heikle Geschichte!“ begann der Kooperator und lehnte sich im kleinen Sofa zurück, während der andre, der gegenüber auf einem Stuhl saß, die Lampe beiseite rückte, um den Erzähler im Auge zu behalten.

„Es mag zwanzig Jahre her sein, daß er an der hiesigen Hochschule Medizin studierte. Er ist ein Bauernsohn aus der Hopfengegend. Dort ist die Grobheit Allgemeingut. Jedermann ob arm, ob reich, ist zum Dreinschlagen alleweil bereit; mitunter greifen sie auch zum Messer. Sonst fehlt sich nix, wie wir Bergländer sagen; ich sah noch niemals einen mageren Pfarrer aus jenem Gau . . . Die Eltern unseres Matthias hatten nicht viel, doch litt er keine Not, denn er war ein heller Kopf und fleißig und findig. Leider sind alle Mediziner laxe Christen. Und er hatte hitziges Blut . . . Pst!“ unterbrach er sich und wies nach der Thür. Sie horchten.

„Spielvogel,“ flüsterte der jüngere; „er löscht die Flurlampen aus.“

Jemand ging auf Filzsohlen, doch schweren Fußes draußen vorüber, hielt an und ging wieder weiter.

„Da! er stolpert die Treppe hinab," sprach Käferle beruhigt.

„Er tappt wie ein Bär einher. Und das ist unser Glück."

„Sie sagten," lenkte Käferle ein, „M. hatte hitziges Blut; ich finde, M. hat es noch."

Huber nahm die Augengläser ab und hielt sie prüfend gegen das Licht. „Zwischen der Hitze heute und damals ist ein Unterschied. Verstehen Sie denn nicht?"

„Ei ja, jetzt versteh' ich; die niedrige Glut, wie Horatius sagt."

„Kommen Sie mir nicht mit Horaz; er war selbst ein Quadratlump! . . . Kurzum, M. — sehr gut! — M. fing eine Liebschaft an, eine sehr unmoralische Liebschaft."

Käferle hob den Zeigfinger empor. „Distingue! Nicht weil Matthias hitziges Blut hatte, sondern weil er Mediziner war. Denn: Alle Mediziner sind laxe Christen, jeder laxe Christ muß straucheln, alle Mediziner müssen straucheln."

„Können Sie denn gar nicht den Seminaristen vergessen?" rief Huber unwillig. „Noch eine Unterbrechung und ich schweige!"

Käferle lehnte sich mit altkluger Miene zurück und sagte: „Bitte, fahren Sie fort!"

„Jetzt kommen wir an die Wurzel. In der heutigen Engelbertstraße sagten damals die Füchse einander gute Nacht. Nur wenige Häuslein standen dort, und beinahe ausschließlich Wäscherinnen — wegen der Wassernähe — wohnten in diesen Häusern. Unter anderen wohnte da" — er horchte

hinaus, doch nichts regte sich — „wohnte da eine Frau Krügel, geborene Spielvogel, mit Mann und Kind. Der Mann war seines Handwerks ein Steinmetz, das Kind ein Knabe, Namens Hermann . . .“

„Der Hofkutscher.“

„Er war damals vier oder fünf Jahre alt. Einen Büchsenschuß weiter hauste Witwe Schmied mit einer ausgewachsenen, sehr hübschen Tochter Lisi. Der Mann der Krügel war ein liederlicher Mensch, trank und war hinter den Frauenzimmern her wie toll. Schon hoch in den Dreißigen, vergaffte er sich in die schöne Lisi. Bald war er mehr bei ihr, als daheim, mehr sogar als im Wirtshaus. Da geschah's, daß unser M. — M. ist sehr gut! — also unser M. und die Lisi miteinander bekannt wurden. Wo und wie — weiß ich nicht. Kurzum, der Student stach den Steinmetz völlig bei ihr aus. Der spie Feuer und Flammen, aber die Lisi wies ihm die Thür. Nun verließ der Narr Weib und Kind und ging in die Fremde. Doch auch die Freuden Matthias' hatten ein nisi. Das Wäschermadel war eine leichte Person und unser Student eifersüchtig. Zuweilen soll es zu sehr heftigen Auftritten gekommen sein. Aber immer wieder folgte Versöhnung. Einmal im Hochsommer ging die Mutter Schmied über Land, und Matthias, von der Liebsten bestellt, kommt am siedheißen Nachmittag im Häusel an. Die Schmied'schen hatten im ersten Stocke zwei Stuben und eine Kuchel inne; im Erdgeschoß wohnte die Hausfrau, eine alte Mamsell. Matthias findet die Wohnungsthür nur angelehnt, und da er eintritt, steht er im Dämmer. Daß man im Sommer die Läden zumacht, war nun nicht auffällig. Er ruft Lisi, keine Antwort. Vielleicht ist sie in

der Kuchel. Aber an der Thür dahinein leistet etwas Widerstand. Mit Gewalt stößt er sie auf. Und da ist heller Tag und er sieht —"

„Einen neuen Liebhaber."

„O wenn's weiter nichts gewesen wäre. Die Lisi liegt halbnackt, blutübergossen, leblos auf der Erde. Wie ihm zu Mute war, können Sie sich denken. Und doch war ihm, dem Mediziner, nicht so ganz gruselig, daß er die Besinnung verloren hätte. Er hebt die Geliebte auf und sieht und untersucht die Wunde, eine gräuliche, durchaus tötliche Hiebwunde, vom Scheitel über die Stirn. Und da, einige Schritte weiter liegt ein Beil, das blutige Beil, womit der Mord geschehen. Nun läuft Matthias die Treppe hinab und pocht die Hausherrin heraus, damit sie nach der Polizei sende. Aber was thut die verrückte Alte? Beim Anblick seiner verstörten Miene, der häßlichen Flecken an seinem neuen Sommergewand schreit sie: Hilfe! schlägt die Thür zu, läuft zum ersten nächsten Fenster und schreit Mörder! Mörder! hinaus, so lang und so laut, daß die fernste Waschfrau es hören muß. Und da stürmen denn in Kürze Leute ins Haus, packen Matthias, der ratlos dastand, und reißen ihn nieder. Er ruft: Ich bin unschuldig! allein die alte Mamsell, jetzt mutig, führt ein halbes Dutzend Waschfrauen hinauf. Neues Geschrei! Und die Mamsell sagt, sie hätte am Fenster halb im Drusel ihn ins Haus treten sehen und dann oben einen Streit und zuletzt etwas Schweres fallen gehört. Und da sind auch schon Gendarmen und führen Matthias ab."

Eine Pause trat ein.

„Und wie ging's weiter?" fragte dann Käferle.

„So sehr sprachen alle Umstände für seine Schuld, daß

man ihn in Haft behielt. In jenen schrecklichen Stunden, zwischen der Qual der Verhöre wurde er um hundert Jahre weiser, wurde er fromm. Er that Gott das Gelübde, seinem Dienste sich zu weihen, wenn er ihn aus dieser Not und Schmach rettete. Am vierten Tage stellte sich der Mörder selbst dem Gericht, der verschmähte Liebhaber, der Steinmetz . . .“

„Der Schwager Spielvogels?“

„Ja . . . Doch — horchen Sie! — Richtig, da ist der Wagen.“

„Nur noch eins,“ zauderte Käferle, während der andre nach seinen Stiefeln lief. „Von wem haben Sie die Geschichte?‘

„Herr, ich glaube gar? . . . Er hat sie mir selbst erzählt, er . . .“ Huber fuhr stehend in die Stiefel. „Bei welcher Gelegenheit — gehört nicht zur Sache, aber ich habe sie von ihm. Horch, er ist schon im Haus!“

X.

Der Stadtpfarrer hatte im herzoglichen Schlosse nach seiner Ansicht einen glorreichen Abend verlebt. Die Herzogin war mit dem regierenden Hause verwandt, doch dank ihrem Reichtume völlig unabhängig; sie führte ihren eigenen Hofhalt und lebte, soweit es ihre strenggläubige Richtung zuließ, auf großem Fuße. Ihr einziges Kind, Prinz Ernst, war zur Zeit unserer Geschichte zweiundzwanzig Jahre alt. Nach menschlicher Berechnung hatte er nicht die geringste Aussicht auf einen Thron, denn das Herrscherhaus war mit Söhnen gesegnet. Immerhin war er in dem Falle, wenn die Näheren wunderbarerweise alle dahinstürben, der nächste am Thron. Diese Möglichkeit genügte, daß Eugenie Cäcilie Herzogin von **, vom Volke kurzweg die Herzogin Mutter genannt, auf ihren Schultern immer den Purpur fühlte. Die Schultern waren für den schwersten Herrschermantel kräftig genug. Sie war groß und hatte breite Hüften, starke Brüste. Der Kopf war der einer fetten Neapolitanerin. Leider hatte sie schlechte Oberzähne, und was vielleicht noch schlimmer war, eine unbesiegbare Abneigung gegen schmerzhafte Eingriffe. Die Folge war, daß sie beim Sprechen die Oberlippe einkniff und selten lächelte. Viele hielten sie deshalb für eine böse Frau. Aber ihr fehlte weniger ein Herz, als ein Zahnarzt.

Prinz Ernst war ein hochaufgeschossener blasser Junge mit schwarzem Haar und taubengrauen Augen. Er war, wenn nicht schüchtern, doch verschlossen. Ein stilles Wasser — aber nicht alle stillen Wasser sind tief.

Das Schloß inmitten eines weitgedehnten Parkes, an einem Weiher gelegen, war allabendlich glänzend erleuchtet, auch an den „zwanglosen Abenden,“ wie die Herzogin ihre kleinen Theegesellschaften nannte. An solchen Abenden waren weit mehr Diener — alle in Rot und Gold — als Gäste da.

Man hatte zu Nacht gespeist, wobei auch Finkenberger Bier gereicht worden war, und begab sich nun in den Cäciliensaal. Der Saal war nach einem großen Bilde benannt, das die Namensheilige der Herzogin darstellte. Diese Cäcilie war nicht von Rafael, sondern von Prummer. Von der Rafaelschen sagt Burckhardt, daß sie mit großer Weisheit als reiche, auch sinnlich gewaltige Bildung, nicht „als nervös interessantes Wesen“ gegeben sei. Prummers Cäcilie war ein nervös interessantes Wesen, und dabei hatte er es zuwege gebracht, ihr eine gewisse Aehnlichkeit mit der Herzogin zu geben, mit der Herzogin, welche nichts weniger als „nervös interessant“ war. Im Gemache waren mehrere Sofas, aber die Schloßfrau nahm niemals auf einem anderen als demjenigen Platz, das unterm Bilde der musikalischen Heiligen stand.

Die Gesellschaft an jenem Abend war sehr klein, außer dem Stadtpfarrer und den Würdenträgern des herzoglichen Hofes waren ein paar Exzellenzen, der unvermeidliche Legationsrat Hamster und Hofmaler Prummer anwesend. Der Cäciliensaal bot — namentlich an den zwanglosen Abenden — genug Raum, daß die Gesellschaft Gruppen bilden konnte.

Prinz Ernst stellte sich mit seinem Begleiter, Oberstleutnant a. D. Hugelmann, so fern als möglich von der Mutter auf. Was am meisten an seinem Begleiter auffiel, waren seine ungemein buschigen, rötlich-gelben Augenbrauen, und was am meisten anzog, waren ein halbes Dutzend Ordenssterne. Er konnte für diese so wenig wie für jene. Die Orden waren auf mehrjährigen Reisen mit einer hohen Persönlichkeit erworben worden. Uebrigens galt er allgemein als ein grundgescheiter und sehr gelehrter Mann, und das verdankte er seinen überhängenden Brauen.

Die Mutter des Prinzen thronte unter dem Heiligenbilde und ließ bald diesen, bald jenen der Anwesenden zu sich befehlen. Der Glückliche durfte auf einem Sessel ohne Lehne Platz nehmen. Jetzt saß Steinacker neben ihr. Die hohe Frau erkundigte sich zunächst nach dem Gedeihen des Jungfrauenbundes vom Herzen Mariä, den sie besonders begünstigte. Steinacker meldete, daß eben heute wieder ein Tausend vollzählig geworden sei.

„Wie interessant!" sagte sie. „Und wer ist das jüngste Mitglied?"

„Ein Mädchen dunkler Herkunft, aber von einer sehr ehrbaren Frau an Kindesstatt angenommen. Die Ziehmutter hat in meiner Nachbarschaft einen Weinschank."

Die Aufmerksamkeit der Herzogin wurde lebendiger.

„Einen Weinschank im guten alten Stil. Sie ist eine schlichte Frau vom Lande —"

„Und kam erst in diesem Herbst hierher," fiel die Herzogin ein. „Die Zwillingsschwester Ihres Schützlings wird von der Baronin Oberkirch erzogen. Wahrscheinlich zu einer Kunstreiterin."

„Hoheit wissen —"

Aus Zufall. Ein Diener bei Oberkirchs — ich glaube der Kammerdiener des Barons — ist in demselben Ort wie Fräulein von Hagen geboren; er im Lehrerhaus, sie im Schlosse. Amelie's Eltern waren begütert, für eine zahlreiche Familie leider nicht genug. Vor kurzem hatte meine gute Amelie mit der Baronin in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu thun. Baronin Oberkirch, geborene Kohn, ließ meine Hofdame warten, ließ sie warten, weil ihre Kammerjungfer — wird eine hysterische Person sein — plötzlich erkrankt war. Und da fand denn der Diener Gelegenheit, der Tochter seiner einstigen Gutsherrschaft seine Ehrerbietung zu bezeigen. Daß Hochwürdens andrer Schützling — wie heißt er doch — der vom Stall?"

„Meinen Hoheit den Hermann Krügel?"

„Ganz recht — Hermann Krügel wegen erwähnter Zwillingsschwester im Hause Oberkirch seine Stelle verloren hat, wissen Sie doch?"

„Nein, Hoheit, das weiß ich nicht. Er sprach nur von Zerwürfnissen mit der Herrin vom Hause."

„Richtig, aber das Zerwürfnis fand statt, weil er Mamsell Armida — verrückter Name! — einen Heiratsantrag machte. Ich befahl den jungen Mann nach Amelie's Bericht sofort zu mir. Er machte mir einen guten Eindruck, den Eindruck eines offenen, treuherzigen Charakters. Er mag leichtsinnig sein, doch die strenge Zucht in meinem Hause wird ihn ändern. Er gab zu, daß er sich der hübschen Wälschen — sie ist jedenfalls eine Kokette — genähert habe, aber mit den ehrlichsten Absichten. Nun ist er freilich noch zu jung, vor

allem zu mittellos zum Heiraten — doch, wo will die Jungfer denn hinaus!?"

Steinacker zuckte die Schultern. „Ich versprach mir von der Wohlthätigkeit der Baronin zu Anfang nichts Gutes. Sie hat keine Religion."

„Das weiß der Himmel! ... Der arme Oberkirch! ... Wie schwer muß er leiden!" Sie sah auf ihre Hände, dann auf die Herren, die mit der Hofdame plauderten, dann auf den Prinzen, der inmitten einer größeren Gruppe mit müder Miene stand.

„Zu anderm! Wie finden Sie das Aussehen des Prinzen?"

„Sieht Seine Hoheit nicht etwas blaß aus? Vielleicht muß Hoheit zu angestrengt lernen?"

„Ich fürchte das auch. Der Oberstleutnant ist ein ausgezeichneter Mann, aber drakonisch."

„Und mein hochwürdiger Freund, der Abbé?"

„Ist noch immer leidend. O, der ist nicht streng! Im Gegenteil!" ... Sie blickte wieder auf ihre Hände .... „Wenn der Fall eintreten sollte, der wahrscheinliche Fall, daß der gute Abbé mildere Lüfte aufsuchen muß, würde ich Euer Hochwürden bitten, das Amt des Beichtvaters im Schlosse zu übernehmen. Mein Seelenrat sind Sie ja schon längst ... O, ich will keine Nachsicht! Wir verdienen keine Nachsicht ... Heiratet Graf Semola die Schauspielerin?"

„Leider, leider! Immer noch besser, als er ginge unter die Protestanten. Das Schlimmste, das Fürchterliche ist, daß jene Theater-Vorstellung — Hoheit erinnern sich — jene unzüchtige Feerie wiederholt werden soll!"

„Unmöglich! . . . Exzellenz Wandl!“ rief die Herzogin mit scharfer Stimme.

„Exzellenz Wandl ist unschuldig. Die Vorstellung, die Abschiedsvorstellung der gräflichen Braut findet diesmal im Thalia-Theater statt.“

Die Exzellenz kam und fragte in unterwürfiger Haltung nach den Befehlen Ihrer Hoheit.

„Ich that Ihnen Unrecht, liebe Exzellenz. Aber steht denn das Thalia-Theater über den Gesetzen des Anstandes und der Sittlichkeit?“

„Ich weiß nicht, auf welchen besonderen Fall Ihre Hoheit sich beziehen,“ sagte Wandl, „aber das T—Thalia-Theater überhaupt ist unser Ruin. Wozu eine zweite Bühne? Die Konkurrenz zwingt mich, meine Grundsätze einzuschränken.

Wenn wir nur Eine Anstalt hätten, würde ich zum — zum Repertoire der guten alten Zeit zurückgreifen: Opern — natürlich keine Zukunftsopern — namentlich aber das Ballet pflegen, die alte gute Zauberpantomime. Schauspiele, nur solche ohne T—t—tendenz, z. B. Staberls Abenteuer.“

„Da muß ich Exzellenz widersprechen,“ sagte Steinacker „Im Gegenteil: Sie sollen Tendenzstücke geben, Stücke christkatholischer Dichter, die im Volke den Glauben wieder zu Ehren bringen.“

„Wo sind sie, diese Dichter? Ich kenne keine. Sogar T—t—tausig hat heidnische Anwandlungen.“

„Weil wir die Litteratur: die Belletristik, das Theater, die Tagespresse den andern überließen!“ brach Steinacker los. „Weil wir kurzsichtig, gleichgiltig, unthätig waren!“

Der in diesen Räumen unerhörte Donnerton machte so-

fort allem Geplauder ein Ende. Jetzt winkte die Herzogin mit einer kleinen Handbewegung die Aufhorchenden heran.

Steinacker fuhr fort: „Wissen Exzellenz, wie die Losung heißt, die uns retten kann? Keine Nachsicht! Krieg dem Unglauben, wo und in welcher Gestalt er sich zeige! Die Gottlosen sind Legion. Aber wir haben heute die große Masse, das Volk, für uns! Seit hundert Jahren, seit der fluchwürdigen französischen Revolution geißelt Unruhe alle Nationen. Jener Sturm ist vorüber, aber das Meer wogt noch hin und her. Unseliger, unerträglicher Zustand! Was kann uns daraus befreien? Wir müssen aus ihren Trümmern die Welt, wie sie vor der Revolution gewesen ist, wieder aufbauen! Der politische Katholizismus ist der Heiland. Begnügen wir uns nicht mit unserer eigenen Religiosität, sondern bekehren wir auch die Irreligiösen! Die Zeit ist da. Millionen haben das dumpfe Gefühl, daß in dieser kalten, entgötterten Luft kein wahres Glück, kein Seelenfrieden gedeihen kann. Aber die Fahne fehlt. Pflanzen wir sie auf: das Kreuz! Beginnen auch wir eine Revolution, aber die Revolution der Kinder Gottes! Führen wir die Verirrten und Verwirrten auf den rechten Weg zurück, auf den Weg zum Himmel!"

Steinacker trug alles das im Tone felsenfester Ueberzeugung vor. Einige Jahrhunderte früher würden seine Zuhörer wahrscheinlich ihre Rücken entblößt und sich gegeißelt haben. Das that nun die kleine Gesellschaft nicht, doch etwas vom Feuereifer des Predigers ging auf sie über.

„Hochwürden haben recht," sagte Herr v. Wandl. „Ich werde in Zukunft auch die Stücke T—t—tausigs ablehnen."

„Der Unterschied zwischen der politischen und der blos

religiösen Kirche leuchtet mir ein," bemerkte der Legationsrat. „Zwar gehör' ich, wie Exzellenz v. Wandl, zu den Unpolitischen —"

„Auch eine Gesellschaft verwerflicher Richtung," unterbrach ihn Steinacker. „Wer ist ihr Vorstand? Kommerzienrat Kohn —"

„Bitte," sagte die Herzogin und lächelte heute zum erstenmal. „Schmähen Sie mir meinen Kommerzienrat nicht! So unausstehlich mir seine Tochter ist — ihm kann ich nicht gram sein. Er ist ein durchaus loyaler Mann."

„Seine Verkaufshalle ist der Tummelplatz der Eitelkeit und Verschwendung."

„Aber amüsant, lieber Stadtpfarrer, amüsant. Wenn sich die Frauen und Töchter der Börsenspieler zu Grunde richten, um so besser!"

„Wie ich höre," mischte sich jetzt Hofmaler Prummer ins Gespräch, ein langer, hagerer, grauer Mann mit Zwickelbart; „wie ich höre, wollen die Unpolitischen demnächst auch lebende Bilder stellen."

„Lebende Bilder?" zuckte die Herzogin empor, „tableaux vivants?"

„Zu dienen, Hoheit, und zwar mit schlecht verborgener Spitze gegen die tableaux vivants, die ich bei Ihrer Hoheit zu stellen die Ehre hatte. Herr Faber, der Maler des Häßlichen, stellt sie, und der bekannte Industrielle Engelbert bezahlt."

„Der bekannte Engelbert!" sagte der Stadtpfarrer grimmig. „Auch Einer! Ein paar Arbeiter, die für den katholischen Jünglingsverein warben, wurden von ihm sofort entlassen.

Er wolle keine Stänkereien. Die Verteidigung unseres Allerheiligsten ist ihm eine Stänkerei!"

„Ein gräßliches Wort," sagte die Herzogin.

„Ich muß Herrn Engelbert einigermaßen in Schutz nehmen," warf Legationsrat Hamster mit leiser Stimme ein, „er duldet auch nicht sozial-demokratische Wühlereien."

„Auch nicht? Schönen Dank, Herr Legationsrat, wir wühlen also auch, wir unterwühlen wol gar! Weil Engelbert für das Kapital zittert, haßt er uns darum nicht weniger, haßt uns, denn er ist das verkörperte moderne Heidentum!"

Der kleine Wandl fuhr mit unruhiger Hand über den kahlen Scheitel. „Unter solchen Umständen t—trete ich aus dem Vereine aus!"

„Mit einer Spitze gegen mich?" wandte sich die Schloßherrin, der die lebenden Bilder am Herzen nagten, an Prummer.

„Ich bitte, Hoheit! Wer würde wagen — Nein, einzig gegen mich, mich, den verlorenen Posten, den Fechter für die ideale Kunst!"

„Also wenn auch nicht unmittelbar doch gegen mich!"

„Diesen Schülern Voltaire's ist nichts zu heilig, steht niemand zu hoch," geiferte der Pfarrer, der bei der Stange blieb. „Doch muß man ihnen das eine lassen: sie sind rührig. Auf offener Heerstraße wie auf Schmugglerpfaden bringen sie ihre Irrlehren durch die Menge. Laßt uns den Stier bei den Hörnern fassen! Zunächst verhindern wir die Vorstellung im Thalia-Theater."

„Wie wollen Sie das machen?" fragte die Herzogin, vor sich nieder sinnend. „So lange meine erlauchten Vettern im bekannten Fahrwasser steuern, finden Sie bei der Polizei keine Unterstützung."

„Ich bedarf ihrer nicht. Da ich auf Wunsch des Grafen die Trauung vollziehe, bin ich für die nächste Zeit der Lehrer und Rat der Braut. Das Fräulein war heute bei mir, ich konnte sie heute nicht annehmen; aber sie wird wiederkommen. Und dann —!“ Er warf den Kopf in den Nacken. „Hoheit dürfen mir glauben. Die Vorstellung findet nicht statt; ich bespreche die böse Fee.“

„Als Christin, Hausfrau, Mutter werde ich Ihnen dankbar dafür sein.“

Exzellenz Wandl rieb sich die Hände. Semola ist zwar sein Freund, aber mag er die Sperl nur heimführen. Sie ist die beste Zugkraft des Thalia-Theaters.

„Die goldene Zeit der Thalia-Theater, der Modetempel und Leihbibliotheken ist überhaupt vorbei,“ begann Steinacker wieder zu donnern. „Ich bin — dem Allmächtigen allein gebührt die Ehre! — ich bin kein verlassener Hirt, ich habe eine Heerde! Sie mag euch klein dünken, aber wie wenige waren der ersten Christen und doch eroberten sie die Welt! Und die Meinen haben nicht nur den Mut des Glaubens, sondern auch den Glauben an den Mut!“ Er schoß einen Blick auf den Legationsrat. „Die Meinen bekennen Farbe! Wer siegen will, muß kämpfen. Wehe über die Trägen und Feigen!“

„Wie schwach meine Kräfte sind,“ sagte die Herzogin, indem sie aufstand und dem Pfarer die Hand zum Kusse reichte, „zählen sie immer und unter allen Umständen mich zu Ihrer Gemeinde.“ Zu Ihrer Heerde zu sagen, schien ihr unpassend.

— — — — — — — — — — — —

Nur noch die Hausangehörigen standen im Cäciliensaal. Ein Dutzend Lakaien mit brennenden Wachsfackeln warteten im anstoßenden Zimmer, um Mutter und Sohn nach ihren Gemächern voranzuleuchten. Die Herzogin liebte dies feierliche Geleit, das sie an die leider nicht erlebte schöne Zeit Ludwigs XIV. erinnerte.

„Nun?“ fragte sie den Prinzen, „bist du mit unserm geistlichen Gast einverstanden?“

Er blickte sie scheu forschend an und dann zu Boden. „Er ist — so sehr laut.“

„Ach, darin hast du recht, Steinacker ist ein Mann ohne Erziehung. Aber ein Apostel! Die heiligen Apostel waren auch Männer ohne Erziehung. Man muß darüber hinwegsehen. Ich werde, Gott sei Dank, nicht mehr lange leben“ — in Wahrheit hoffte sie wenigstens noch fünfzig Jahre zu leben — „Mein Trost beim Scheiden ist dann, daß du zwei so treue Räte zur Seite hast, wie Oberstleutnant Hugelmann“ — dieser machte eine tiefe Verbeugung — „und Stadtpfarrer Steinacker! Gute Nacht, mein Sohn!“

. . . Auf halbem Wege zu seinen Zimmern blieb Prinz Ernst plötzlich stehen und überraschte seinen Tyrannen mit einer Frage:

„Waren Sie bei jener Vorstellung im Theater?“

„Bei welcher Vorstellung, Hoheit?“

„Von der heute die Rede war.“

Die Brauen des Oberstleutnants zuckten. „Nein, mein Prinz, ich gehe niemals ins Theater, wenn ich nicht muß. Für mich gibt es nur eine Musik: die Trommel. Verse und Versemacher sind mir ein Gräuel. Wir leben in einem ehernen

Zeitalter, Hoheit. Wir müssen ein Geschütz erfinden, das ein Regiment in Atome schießt! Alles andre ist dummes Zeug.“

Der Prinz sah ihn mit zerstreutem Blicke an. „Ich dachte —“ murmelte er . . . „Entschuldigen Sie! . . .“

XI.

Hofmaler Prummer fuhr mit Steinacker. Auf dem nächsten Wege vom Schlosse zum Katharinenhof lag auch das Heim des Künstlers, eine hübsche Villa.

Anfänglich wechselten beide einige höfliche Redensarten, bald verstummten sie — jeder in behaglichen Gedanken. Der Pfarrer hatte eine einflußreiche, vornehme Gesellschaft an ihre Pflicht gemahnt, Prummer seinem Gegner Faber ein Bein gestellt.

Als Prummer bei seinem Hause ausstieg und unterm Radmantel hervor die Hand in den Wagen reichte, erinnerte sich Steinacker des Bildes in der Sakristei und trug seine Sache vor. Er selbst war gegen Kälte und Zugluft unempfindlich. Den Maler dagegen fror. Prummer faßte sich daher sehr kurz: „Schicken Sie mir das Bild, Hochwürden; ich kenne eine geschickte Hand. Schicken Sie! Kälte nimmt zu. Gute Nacht, Hochwürden!"

„Ich schicke schon morgen das Bild. Ich halt' es für verdienstlicher, gute alte Bilder wieder herzustellen, als neue schlechte zu malen. Gute Nacht."

Sollte das ein Stich auf mich gewesen sein, dachte Prummer, während er dem Wagen nachschaute. Bah! Er

gab seinem Mantel einen neuen Schwung und schritt durch die Gartenthür, die ein Diener unterdessen geöffnet hatte . . .

Der Stadtpfarrer wischte mit dem Aermel über die angelaufene Scheibe des Kutschenschlages und sah vorgebeugt hinaus. Noch lärmender, noch glänzender als vor dreißig Jahren, sagte er sich, da er an einer Reihe hellerleuchteter Kaffeehäuser vorbeifuhr, und noch schlechter! Die Städte, die Städte!

In der Neuen Straße strahlte die Modehalle Frauenlob wie alle Nächte und die ganze Nacht vom Erdgeschoß bis zum Giebel. Fühlt denn die Herzogin nicht, daß dieser Teufelspalast gegenüber dem Gottestempel sich nicht ziemt?! Ach, die Frauen!

Jetzt bogen sie in den Katharinenhof ein. Die rotweiße Laterne vorm Lustigen Tiroler brannte noch. Ei, ei! sollte die gute Frau mit der Zeit doch Gäste bekommen? Wohl, wohl — aber rührt mir nicht an meine Magdalena! Ich will dein Schutzgeist sein, armes Mädchen! . . . Der Wagen hielt.

Und da stand schon Spielvogel am Fuß der Freitreppe, die Thür droben war weit offen und das Stiegenhaus hell. Aber auch aus dem Wagen schlüpfte der Hochwürdige ohne seine Hilfe. Er trat an die Wagenlaterne und redete den Kutscher an: „Krügel!“

Dieser, noch etwas ängstlich in der Zügelhaltung, noch etwas hölzern, bog sich hinab. „Hochwürden befehlen?“

„Wann ist Er morgen frei?“

„O, Hochwürden brauchen nur zu befehlen, so gibt mir der Herr Leibkutscher Urlaub.“

„Ich will das nicht.“

„Zwischen Zwölf und Eins haben wir Mittagsrast.“

„So komm' zwischen Zwölf und Eins zu mir!“

„Ja wohl, Hochwürden.“

„Nun?“ wandte sich Steinacker an den Meßner, „was sagst du zum Hofkutscher?“

Spielvogel lief es nicht mehr „brühwarm durch alle Glieder“, er schlotterte vor Kälte. „Führ' dich nur gut! führ' dich nur gut!“ sagte er zum Neffen hinauf.

„Ja wohl, Herr Onkel.“

Der Lackai, den Hut in der Hand, wünschte Sr. Hochwürden angenehme Ruhe. Steinacker war gegen einen herzoglichen Bedienten höflicher als gegen seinen Kooperator. „Thut mir leid, daß ich Sie bemüht hab', Herr — Herr —?“

„Gerstel.“

Richtig, Herr Hoffourier Gerstel; danke schön; kommen Sie gut nach Hauf'! . . . Ist Kooperator Huber noch auf?“ fragte er den Meßner.

„Da Hochwürden es befahlen, jedenfalls . . . Vorsichtig, Hochwürden! Obgleich ich noch einmal streute . . . Da kommt er ja schon, der Herr Kooperator!“

. . . Des Stadtpfarrers Fenster blieben noch lange hell. Er sagte dem Kooperator in die Feder. Wenn er der Schutzgeist Magdalenens gewesen wäre, würde er nicht so ruhig auf und ab gegangen sein, würde er geahnt, gefühlt, gewußt haben: Sie ist in Gefahr!

. . . Frau Stiegler wohnte der Andacht, deren Vorbereitungen wir sahen, in gehobener Stimmung bei. Dieser Tempel war ihr durch den Besuch an seiner Seite noch theurer geworden; die geschnitzten und gemalten Heiligen kannten jetzt die Stieglerwirtin aus Hohenbüchel; sie war ihnen von ihm

besonders und für immer empfohlen. Nach der Kirche hielt sie sich nur kurze Zeit in ihrer Wohnung auf. Eine Literflasche Wein in jeder Hand begab sie sich zu ihrer Hausgenossin im dritten Stock, zu Frau Wurzel. Freundschaft bestand zwischen den zwei Frauen nicht. Die Wurzel und ihre Tochter Josephine, kurzweg Peppi genannt, waren Freigeister; sie führten zuweilen Reden, daß der frommen Wirtin die Haut schauderte. Allein was sollte die verlassene Wirtin machen? Der Stammtisch fehlte ihr. Magdalene hörte ihr andächtig zu und widersprach niemals, aber das war zu wenig zu einer Unterhaltung, das war nicht, was man in Hohenbüchel eine „Ansprach“ nennt. Die Familie Wurzel wohnte im Hause. Wie bequem! Und Papa Wurzel war eine angesehene Persönlichkeit und ein fleißiger Kirchengänger, und sie selbst war fest in ihrem Glauben. Sodann wußte man im dritten Stock immer Neuigkeiten. Namentlich Peppi als Probemamsell im Frauenlob. Diese ging, immer einen Diener mit einer riesigen Pappschachtel hinter sich, in den vornehmsten Häusern aus und ein. Selbstverständlich kannte sie auch die Tochter ihres Brotherrn, die Freifrau von Oberkirch. Auf solche Weise war man im Lustigen Tiroler über die Zwillingsschwester immer auf dem Laufenden . . . Heute nun besonders hatte Frau Stiegler Veranlassung zum Besuche. Mit Ehren, wie sie ihr von dem berühmten heiligen Manne zu teil geworden waren, hält man nicht hinterm Berge.

Magdalene blieb in der Gaststube zurück, wo es so stille war, daß man die Gasflammen singen hörte. Die Ereignisse des Nachmittags hatten auch dies sanfte Kind im Innersten erregt. Während Magdalene die alltäglichsten Dinge verrichtete, jetzt das Feuer schürte, jetzt mit einem Staubtuch

über die Tische fuhr, da einen Stuhl und dort die noch nie geleerte Büchse mit Streichhölzern zurechtrückte, schwebte ihre Seele mit ausgebreiteten Flügeln über Golgatha. Zuletzt blieb sie mit gesenkten Armen, verschlungenen Händen vor der Nische mit der heiligen Maria stehen. Für die ganze Welt, auch für mich, die Letzte dieser Welt, hat dein göttlicher Sohn, hast du das Fürchterliche gelitten. O du Mutter aller!

Der Bildner hatte Maria mit einem Schwert in der Brust dargestellt. Als Magdalene länger hinaufsah, war's ihr, als ginge auch ihr ein Schwert mitten durchs Herz. Nie, nie, gelobte sie, werde ich dein vergessen. Und wenn die Welt so arg ist, wie meine arme Mutter sagte, wie so viele fromme Männer sagen, nimm mich auf zu dir, laß mich nicht straucheln! Heilige Maria, bitte für mich, laß mich meine Mutter, die bei dir im Himmel ist, laß mich sie wiederfinden!

Sie schlug ein Kreuz.

„Amen," sagte eine sanfte Stimme hinter ihr. Magdalene kehrte sich betroffen um: der eine Tisch hinter der Eingangsthür war nicht mehr leer.

Baron Emerich Oberkirch hatte endlich einen Abend frei, um die Bekanntschaft der „anderen" zu machen. Damit er nicht von Faber überrascht werde, band er diesem die Lüge auf, daß er den Weinkeller mit Bekannten besucht habe. Die Wirtin sei eine Betschwester und der Wein Bozener Kunsterzeugnis. Er sprach das dem Kammerdiener nach und kam der Wahrheit nahe. Faber hob die Schwurfinger empor und sagte: „Dann niemals!"

Um sich so harmlos wie möglich einzuführen, hatte Emerich von einem armen Kunstgenossen ein fadenscheiniges Röcklein geborgt und alles Geschmeide daheim gelassen. So

schlimm seine Absichten waren, so unschuldig war seine Miene. Den blonden Krauskopf auf die Hand gestützt, sah er zu Magdalene so treuherzig auf, daß sie sofort unbefangen, mutig war.

„Wenn ich Sie erschreckte, verzeihen Sie mir," sagte er nach einer kleinen Pause. „Sie waren so tief in Andacht versunken, daß Sie meinen Eintritt überhörten; und ich hinwieder wollte dieselbe nicht unterbrechen und ließ mich daher so sachte wie möglich häuslich nieder. Wenn doch jemand für mich so beten wollte! Mein Gott, Sie haben geweint!"

„Nichts, nichts," sagte sie und lächelte jetzt unter Thränen. „Der Herr befiehlt?"

„Ich befehle nicht, ich bitte, bringen Sie mir Wein!"

„Roten oder weißen?" Sie griff geschäftig zum Schlüsselbund.

„Meinethalben roten; nur keinen Flaschenwein, meine Mittel erlauben das nicht. Richtig, bringen Sie mir von dem Wein, den Herr Faber bei Ihnen trinkt. Sie kennen ihn doch, den Maler Faber?"

„Bedaure, mein Herr, ich kenne ihn nicht."

„Sonderbar, ich komme auf seine Empfehlung her."

„Wahrscheinlich war er ein Gast des Herrn Atzwanger... Aber ich glaube, wir haben noch den gleichen Wein." Sie sprach das zögernd, denn dieser Glaube war bei ihr nur noch schwach . . . „Mit Verlaub —"

Emerich lächelte hinter ihr her. Sie ist nicht so schön wie ihre Schwester, dachte er, aber lieblicher, eine Rose ohne Dornen.

Nachdem er von dem vorgesetzten Wein gekostet hatte, dachte er zuerst an wilde Flucht. Doch ein Blick auf das

Mädchen, das erwartungsvoll dastand, gab ihm Ausdauer und den Mut zu einem zweiten Schluck.

„Ausgezeichnet," sagte er, indem er das Glas kräftig niedersetzte.

Magdalene atmete auf. „Das freut mich."

„Daß ich nur gleich die Wahrheit sage," fuhr er fort, „ich trinke nicht viel, aber plaudere gerne. Wenn Sie Platz nehmen und mir Gesellschaft leisten wollen, bin ich Ihnen dankbar. Ich heiße Karl Spitzmüller und bin Maler — ein bescheidener Anfänger und noch nicht lange hier. Da ich arm bin, habe ich keine Freunde; da ich umgänglich und heiterer Gemütsart bin, trage ich meine Verlassenheit nicht leicht. Sie thun also ein gutes Werk, wenn Sie sich zu mir setzen."

Da saß sie auch schon. Er ist arm und verlassen!

„Beiläufig bemerkt, Sie sprechen nicht wie die Hiesigen. Was sind Sie für eine Landsmännin?"

„Meine Mutter war aus Tirol, mein Vater Italiener."

„Dacht' ich es doch! Solche Blumen gedeihen nicht hier! Entschuldigen Sie diese Plattheit! Soll nicht mehr vorkommen. Sie sprechen also zwei Sprachen, und Sie waren in Italien — o, wie beneid' ich Sie! Italien! Der ist kein Künstler, dem bei diesem Namen das Herz nicht höher schlägt. Italien, auch ich werde dich sehen!" . . . Er rollte die Augen verzückt gegen die verräucherte Stubendecke . . . „Ja ich werd' es sehen. Wissen Sie, was ein Reisestipendium ist?"

„Nein, mein Herr."

„Jahr für Jahr reist eine gewisse Anzahl junger Maler, Bildhauer und Baukünstler auf Staatskosten nach Italien, um dort die großen Meister zu studieren. Dabei machen sie nebenbei Lebenserfahrungen. Das Nebenbei ist wie so oft die

Hauptsache. Aber um diesen schönsten Preis zu erlangen, muß man entweder durch mächtige Beschützer oder durch ein großes Talent empfohlen sein. Ich habe keine Gönner, aber ich werde ein Bild malen, ein Bild, ein Bild, von dem die Welt reden wird!“ Er hatte sich in seine Rolle schon hineingelebt, er glaubte in diesem Augenblicke an seine Verlassenheit und an das rettende Bild. Wie sollte nicht das arme Mädchen an ihn glauben! Sie blickte ihn mit Bewunderung an. Ja, so müssen diejenigen aussehen, welche die schönen Marien und Heiligen und Engel in den Kirchen malen.

„Und — wenn eine Frage erlaubt ist,“ sagte sie schüchtern, „was werden Sie malen?“

„Was? Die büßende Magdalena.“

Sie fühlte bei ihrem Namen das Blut in den Wangen. „O!“ rief sie.

„Meine Kühnheit erschreckt Sie? Weil wir Magdalenen von großen, von unsterblichen Meistern haben, meinen Sie, sollte ich klüglich einen andern Vorwurf wählen? Allein ich wag's! Im Geiste arbeite ich seit langem an diesem Werke. Heute steht es völlig klar vor mir, glorreich, wundervoll! Bitte, zweifeln Sie nicht an mir!“

„Nein, nein,“ rief sie lebhaft, „ich meine nichts, ich zweifle nicht! Sie irren sich in mir. Ich bin nicht nur arm, sondern auch unwissend. Ich erfreue mich an Bildern, aber verstehe nichts davon.“

„Doch waren Sie überrascht —“

„Der Name berührte mich, ich heiße nämlich Magdalene.“

„Wie das sich trifft! Das bedeutet mir Glück! Aber Sie sind keine büßende, Sie sind die heilige Magdalena.“

„Freveln Sie nicht!“

„Wieso? Sie sind fromm, sehr fromm. Wir Maler sind Menschenkenner.“

„Sie sind doch auch fromm, sonst würden Sie keine Heiligen malen können!“

„Ich? — ich hoff' es. An Wochentagen bin ich leider gebunden; um so andächtiger bin ich am Sonntag. Mich wundert, Sie niemals in der Katharinenkirche getroffen zu haben. Sie würden mir aufgefallen sein. Allerdings bei dem Trubel! . . . Der Stadtpfarrer, wie? famoser Prediger!“

„Also sind Sie doch schon länger hier, als wir. Seit wir hier sind, predigte er noch nicht ein einziges mal.“

O verflucht! sagte sich Emerich. Laut sprach er: „Das war früher, daß ich ihn hörte — im vorigen Jahr — ja — ich war damals nur einige Tage hier — in Familien-Angelegenheiten. Aber nun, meine gute Magdalene, nun sprach ich lang genug von mir, nun erzählen auch Sie. Wie kamen Sie hierher? Wie gefällt es Ihnen? Ist denn in dieser Höhle der rechte Platz für Sie?“

Sie sah ihn mit großen Augen an. „Aber ich bitte Sie! Besser könnt' ich's wohl nirgend haben! Frau Stiegler ist eine seelengute Frau.“

„Das freut mich, aber wie kamen Sie zu ihr, oder vielmehr, wie kam Frau Stiegler zu Ihnen? Halten Sie mich nicht für neugierig! Sie sagten, daß Sie arm seien; also sind wir Kameraden.“

Wie that der Ton ihr wohl! Im Vergleiche mit ihr war der junge Mann unendlich reich, er besaß eine Heimat, besaß Talente und Kenntnisse; die Welt werde von ihm reden, hatte er gesagt, und doch stellte er sich mit ihr gleich, sprach wie ein Bruder mit ihr! Das Herz ging ihr über; sie fühlte

sich verpflichtet, ihm ihre kleine, doch so leidvolle Geschichte anzuvertrauen, und so erzählte sie ihm denn von ihren Wanderjahren bis zum Tode der Mutter, von der Schicksalswende dank den Braven in Hohenbüchel. Emerich hatte das alles schon durch den Kammerdiener Franz erfahren, aber wie anders klang es von ihren keuschen, schüchternen Lippen! Von ihren schüchternen Lippen, denn sie war durchaus nicht beredt, erwähnte nur Thatsachen und rührte ihn dennoch, ihn, der schwer zu rühren war.

„Armes Kind!“ sagte er.

„Jetzt geht's mir ja gut,“ meinte sie. „Ich wünsche nur eins: wenn Gott mich lieb hat, nimmt er mich vor der Frau Stiegler zu sich!“

„Welch ein Gedanke!“ rief er, von dieser einfachen Natur überwältigt; „es geht auch ohne Frau Stiegler. So lang ich lebe, werden Sie nie mehr darben, nie mehr verlassen sein!“ Und wieder glaubte er, was er sagte.

Seine Augen waren feucht geworden. Er zog sein Taschentuch. Ein zarter Wohlgeruch ging davon aus.

„Wie fein das riecht!“ bemerkte Magdalene.

Er war ernüchtert.

Den armen Teufel spielen, ist gar nicht so leicht. „Finden Sie?“ warf er hin. „Eine Dame, die ich malte, beschenkte mich mit allerlei Riechware. Ich selbst — du lieber Himmel!“

„Malen Sie auch solche Bilder?“

„Porträts? Zuweilen. Zum Beispiel, wenn Sie Ihr Bildnis wünschen —“

„Was fällt Ihnen ein! Aber Sie sollten die Frau Stiegler malen!“

„Kann sie's bezahlen?“

„Eine Wirtin! Sie dürften freilich nicht zu teuer sein.“

„Bewahre! Uebrigens, wo steckt denn die Frau Wirtin? Ist sie nicht zu Hause?“

Da öffnete sich die Thür, die aus dem Keller zur Wohnung führte, und Frau Stiegler trat über die Schwelle... Beim Anblick eines Gastes blieb sie überrascht stehen. Emerich sprang auf und ging ihr entgegen. Nun sah Magdalene, daß der junge Mann hinkte. O, der Aermste! sagte sie bei sich. Und das Mitleid, das sie mit ihm hatte, war ein Schritt weiter auf der abschüssigen Bahn.

XII.

„Grüß' Gott, Frau Wirtin! Hoch Tirol!“ empfing Emerich die Hausfrau, die langsam die Stufen herab kam.

„Grüß' Gott, Herr —“ erwiderte sie zurückhaltend und musterte ihn scharf.

„Die Frau Mutter kommt heute früh,“ meinte Magdalene.

„Komm' ich dir etwa zu früh?“

„Aber, Frau!“

„Das Fräulein Wachtmeister ist im Thaliatheater. Da ging die Wachtmeisterin sie abholen. Das sind Leut'! Immer im Theater, niemals in der Kirch'! Vergiß morgen nicht, daß zwei Literflaschen oben sind . . . Ist der Herr schon lang da?“

„Ein Viertel lang. Aber jetzt, da die Frau Wirtin zugegen ist, fängt die richtige Gemütlichkeit erst an. Nicht als ob Fräulein Magdalene —“

„Zu Hohenbüchel und beim Lustigen Tiroler gibt's keine Fräulein. So fein sind wir nicht, dafür aber ist alles an uns echt.“

„Ich zweifle nicht daran,“ versetzte Emerich trocken, während sein Blick das wohlgebildete Mädchen streifte. „Ich wollte sagen, daß Magdalene Sie in ausgezeichneter Weise vertrat.“

Der höfliche Gast mißfiel der Alten gründlich.

Ihm machte ihre finstere Miene keine Sorge. Hatte er doch ganz andere Widerspenstige bezähmt! Entschieden selbstische Menschen sind in der Verfolgung ihrer Pläne so schmiegsam, findig und ausdauernd, daß sie beinahe immer ihre Absichten erreichen. Er ließ frischen Wein bringen und nötigte die Wirtin auf das Sofa unter der Nische; er nahm ihr gegenüber Platz, und Magdalene mußte sich neben ihn setzen. „Vor allem,“ begann er, „sei mir erlaubt, mich vorzustellen. Maler Spitzmüller, unter Kunstgenossen der Heiligenmaler genannt.“

„Spitzmüller?“ rief die Wirtin. „Einer meiner Vettern hat einen Freund, der auch so heißt.“

„Dann bin ich vielleicht ein Vetter dieses Freundes Ihres Vetters.“

„Glaub' nicht, denn der Mann heißt eigentlich Müller; aber weil er immer einen Spitz hat, nennt man ihn den Spitzmüller.“

„Die Herleitungen der Namen sind oft wunderbar. Wer weiß, ob nicht auch ich den meinen einer ähnlichen freundlichen Gewohnheit eines Ahnherrn verdanke. Uebrigens Sie, Frau Wirtin, sind eine alte Bekannte von mir! Ich war einmal in Hohenbüchel.“

Die Stiegler schüttelte den Kopf. „Ich hab' ein Gedächtnis für Gesichter,“ meinte sie brummig, „aber erinnere mich nicht —“

„Ich glaube das, denn ich kehrte nicht ein.“

„Ja so.“

„Das Gasthaus und die Frau Wirtin, die davor stand, sahen so stattlich aus, daß mir nach Berechnung meiner Mittel

der Mut sank. Das ist keine Einkehr für einen armen Teufel, dachte ich und zog trauernd weiter."

Magdalene sah ihn voll Teilnahme an; die Miene der Wirtin wurde heiter. „Ja, ja," sagte sie schmunzelnd, „feine Leute kehrten bei mir ein! . . . Aber auch wer das Geld nicht scheffelweise hatte, war bei mir wohl aufgehoben. Ich bin eine viel zu gute Christin, um nicht die Reichen auch für die Armen zahlen zu lassen." Der junge Mann gefiel ihr schon besser. Und nach Verlauf eines Stündchens, das den Frauen wie ein Augenblick entschwand, als der Heiligenmaler einen Punsch braute, sagte sie sich mit dem Ueberschwang des Vikars von Hohenbüchel:

Solch einen lieben Menschen gibt's auf der ganzen Welt keinen zweiten!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Magdalene, mit dem Licht in der Hand, stand zaudernd am Bette ihrer Pflegemutter. Diese hatte bereits die schwere Federdecke bis ans Kinn gezogen. Auch in der weißen Nachthaube sah sie noch immer aus, als sei sie nicht auf dem Katharinenhofe, sondern an den Ufern des Hwangho zu Hause.

„Schade," sagte sie, „daß der Maler einen Klumpfuß hat."

„Er hat sicherlich keinen Klumpfuß, Frau Mutter," fiel das Mädchen eilig ein; „ein Fuß ist wie der andere, schmal und klein; er lahmt nur."

„Ereifere dich doch nicht! Das wär' nicht das Schlimmste. Ein Maler braucht nicht auf dem Seil zu tanzen. Aber ein Maler — o jegerl! Sonst — hast du gesehen, er trinkt nicht und hat doch einen guten Humor, und fromm ist er auch — das wär' ein Mann für dich!"

„Aber gehen S'!"

„Na, am Ende will jede einmal heiraten . . . Mein Rosenkranz liegt auf dem Tisch; gib ihn her. So . . . nun gute Nacht! . . . Das war heut' ein schöner Tag;" schloß die Stiegler und dachte dabei an den huldreichen Stadtpfarrer.

„Ach ja," seufzte Magdalene und dachte dabei an den fröhlichen Gast.

Sobald Magdalene in der Küche war, löschte sie das Licht aus und entkleidete sich. Im Sparherd, auf welchem das Wasser zum Punsch gekocht hatte, glimmten und knisterten noch die Kohlen. Magdalene setzte sich aufs Bett und starrte in die Glut. Der Steinboden unter ihren nackten Füßen war eisig, doch sie achtete dessen nicht. Ihr wurde bei der Frage heiß: Ob er wohl wiederkommt?!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn ein reines Gewissen guten Schlaf verleiht, war Emerich Oberkirch ein braver Mann. Er schlief nach dem Tiroler-Abend zehn Stunden ohne Unterbrechung und würde noch länger geschlafen haben, wenn nicht die Gärtnerjungen, die den Schnee von den Wegen schaufelten, sich gebalgt hätten, wobei ein Schneeball gegen sein Fenster flog . . . Seit mehreren Tagen hatte Emerich wieder einen eigenen Diener. Bis dieser die Oefen geheizt und das Bad zugerichtet hatte, blieb Emerich im Bette. Das Wetter sei grimmig kalt, war ihm gesagt worden. Mit dem Modellmalen im Freien war's also vorbei. Ueberdies war der Bau in der Bahnhalle vollendet und der Lauschende, Lucio Lunghi, in sein Dorf im Ledrothal heimgekehrt.

Bleibt Spitzmüllers „büßende Magdalena"!

Das würde sich nun überhaupt nicht im Garten der

Frau Baronin malen lassen . . . Sachte! So weit sind wir noch nicht. Aber die Festung lohnt der Belagerung.

Heiß ist das Mühen,
Herrlich der Lohn —
Und die Soldaten ziehen davon!

Er sprang munter aus dem Bette.

Als er in seinem Eßzimmerchen frühstückte, wurde stürmisch an die Eingangsthür der Wohnstube, seiner Werkstätte, geklopft. „Das ist Faber mit der eisernen Hand; Eduard führen Sie den Besuch herein!"

Es war der Hellmaler. „Wie kommt der Glanz in meine Hütte!" rief Emerich fröhlich. „Was treibt Sie so früh aus dem warmen Nest, oder heizen Sie noch immer nicht?"

„Früh? Es geht auf Eins!"

„Gesundem Schlaf schlägt keine Stunde. Ein Glas Marsala gefällig? Nein? Aber eine Cigarre? . . . Eduard, unsere Cigarren!"

„Herr Baron —" sagte der Diener.

„Keine Komplimente! Franz ist ein weit frömmerer Mann als Sie und raucht auch des Nächsten Gut . . . Aber, mein Herr und Meister, was ist denn los? Ihre Augen rollen, Ihre Stirn glänzt. Unglücklicher, haben Sie sich überarbeitet? ... Eduard, bringen Sie sich gefälligst ins Vorderhaus und melden Sie dem Koch meine Hochachtung! . . ."

„Also, Meister was gibt's? Erhielten Sie einen Staatsauftrag?"

Es waren ein paar Armstühle da, mit persischen Teppichen bekleidet, breit und bequem. Auf dem einen saß Faber, die Beine gekreuzt, und rauchte. „Sie wohnen wie ein Hofmaler," sagte er und ließ die Blicke umherwandern.

„Das Speisezimmer ist klein, aber niedlich. Meine Werk-

stätte ist nach Ihrem berühmten Muster eingerichtet. Ohne Theater-Gerümpel.“

„Auch noch zu üppig. Doch zur Sache! Ich komme wegen der lebenden Bilder.“

„Ist etwas nicht in Ordnung?“

„Wenn Sie Ihrer Nummer sicher sind, ist alles in Ordnung. Bei Lissac arbeiten sie Tag und Nacht; am Sylvester-Abend kann der Ulk stattfinden. Engelbert und ich waren gestern abend dort; ein Bekannter oder Verwandter von Ihnen war auch dabei, ein Doktor Kohn.“

„Ah, Samuel der Weise!“

„Ein wandelndes Konversations-Lexikon! . . . Bei Lissac war kein Bleiben. Wir berieten und berieten und gingen schließlich ins Herdgrübel beim Ledererbräu, der Elektrotechniker und ich, der Hellmaler, in das künstlich düstere Loch, das mehr Folterkammer, als Almhütte ist.“

„Warum gingen Sie nicht in den Saal?“

„Warum? Das weiß ich nicht; das wußte selbst Doktor Kohn nicht. Genug, wir saßen bis Mitternacht auf harten Bauernstühlen —“

„Sie lieben ja nicht das Ueppige!“

„Und tranken aus Holzseideln — wie ich hoffe, Bier. Engelbert war ungemein aufgekratzt. Fast glaube ich, weil Kohn immer auf eins zurückkam.“

„Sie sprachen vom Theater?“

„Bewahre, vom Frauenzimmer.“

„Mein Großonkel?“

„Ja, und zwar verhimmelten sie eine Schöne, die uns beide angeht, den Schützling Ihrer Stiefmama, Ihre Dame in Rot.“

„Engelbert auch? Kennt er sie denn?"

„Muß wohl sein. Sind ja Nachbarn. Uebrigens ein ganzer Mann. Ein Mann aus einem Guß! Als wir aufbrechen wollten, kam Legationsrat Hamster —"

„Ein merkwürdiger Mensch, er geht niemals und kommt immer."

„Kommt von der Herzogin Mutter. Heute abend wurde sehr viel von Ihnen gesprochen, sagt er zu mir. — So! sag' ich. — Beide Hoheiten wollen Ihnen außerordentlich wohl! — So! sag' ich, und damit hatte unser Gespräch ein Ende. Wer aber tritt heute mit dem Glockenschlage Elf bei mir ein? Der Legationsrat. Mit Luchsaugen sieht er sogleich, daß bei mir nichts zu sehen ist, und beginnt daher ohne Umschweife: Was sagte ich gestern! Hier haben Sie den Beweis. Und er gibt mir einen offenen Brief, einen Brief der Herzogin an Hamster. Sie schreibt — doch, da er mir den Brief für Engelbert mitgab, lesen Sie selbst!"

Emerich roch erst an dem kleinen Briefbogen, den ihm Faber reichte, dann las er:

„Mein lieber Legationsrat v. Hamster! Sie haben mich durch Ihre gestrige Mitteilung von den tableaux vivants, die der illustre Meister Anton Faber stellen wird, in fieberhafte Aufregung versetzt. Ich schreibe diese Zeilen bei anbrechendem Tage. Sie wissen, wie sehr der Prinz und ich für tableaux vivants schwärmen.. Damen sind von den Unpolitischen in den Bann gethan (wie politisch!), aber würde nicht der Prinz — —?! Bei Ihrem mir so wohlbekannten Takt setze ich voraus, daß unser Wunsch nicht mißdeutet und hochdesselben Stellung berücksichtigt wird. Empfangen Sie u. s. w."

Baron Emerich sah den Maler an. „Nun? Sie laden den Prinzen ein. Damit Punktum.“

„Das ist des Vorstandes oder Engelberts Sache. Ich verpflichte mich, die Bilder zu stellen, und werde sie stellen, nur nicht am Abend selbst. Da müssen Sie mich vertreten.“

„Unmöglich! Sie würden die Hoheiten beleidigen!“ rief Emerich, und doch pochte ihm das Herz. „Man will Ihre Bekanntschaft machen, das ist doch klar!“

„Warum will man? Ich bin kein Prummer.“

„Eben deshalb sucht man Sie. Immer Prummer muß schrecklich sein. Aber überhaupt hat die Herzogin zuweilen Launen, die alle Welt in Staunen setzen.“

„Was kümmern mich ihre Launen? Ich bin unabhängig. Ich habe am Sylvester-Abend Zahnweh.“ Er würde Kieselsteine mit seinem Gebiß zermalmt haben.

„Warum wollen Sie denn nicht?“

Faber wurde unruhig. Nach einem hilflosen Blick auf ein Still-Leben, das über Emerich hing, legte er zögernd ein Bekenntnis ab: „Weil ich mich kenne, weil — Sie mögen lachen — weil ein Aristokrat in mir steckt, ein Stück Aristokrat, wie in jedem Künstler. Ja, mein junger Baron, ich bin nicht unempfindlich für die Art und Weise, wie ihr die Komödie des Lebens spielt. Wenigstens zuweilen begreife ich die Genugthuung, womit Ihr Papa seinen Halsorden und Stern anlegen mag. Auch ich liebe prächtige Räume mit vollauf Licht und Blumen, mit geputzten, selbstsicheren Herren und Damen, betreßten Dienern und unsichtbaren Orchestern. Mein Herz würde wahrscheinlich stärker pochen, als das lederne Prummers, wenn Gräfin Falkenstein mir zu verstehen gäbe, daß sie ihre schönen nackten Schultern und

Arme gemalt zu sehen wünsche. Noch ist der Künstler in mir stärker, als der Epikuräer. Als Künstler habe ich eine Richtung, und diese verträgt sich nicht mit eurer Welt. Dummer Teufel, werden Sie denken, warte doch erst ab! . . . Möglich, daß ich voreilig bin, daß der Abend wie ein anderer Kneipabend verläuft. Allein der Prinz ist jung, noch nicht verbohrt; unsere Sachen müssen ihm gefallen. Somit kann auch meine Einführung in eure Welt die Folge sein. Dann stehe ich für nichts mehr, dann mache ich Zugeständnisse, dann gehört mein halbes Herz und meine halbe Zeit der Gesellschaft. Nein, nein, nein, ich muß einsam sein, ich will es bleiben!"

Emerich hörte überlegen lächelnd zu. „Sie sprachen von der Komödie des Lebens — warum nehmen Sie dann die Kunst so ernst?"

„Erwägen Sie: Wie viel Blut ist der Politik geflossen, wie viele Bilder sind gemalt, wie viele Bücher geschrieben worden! Und dennoch haben wir noch immer nicht einen Staat, ein Kunst-Ideal, eine Weisheit! Aber zu diesen Betrachtungen komme ich nur außerhalb meiner Werkstätte. Vor der Leinwand denke und fühle ich nur eins: du mußt das so machen! Und wenn es mir gelingt, bin ich mit mir zufrieden, glücklich. Ich werde mich mit diesem Glück begnügen."

„Die Leonardo, Tizian, Rubens waren Maler und Hofmänner."

„Weil sie unbefangen, ihrer selbst und der Welt sicher waren. Steht die Kunst heute noch gleich hoch im Preise? Die Hand aufs Herz: Hält Ihre Gesellschaft die Künste wirklich für ein notwendiges, unantastbares, heiliges Gut? Und halten wir selbst —" Er sprang ungestüm auf. „Du sollst

nicht grübeln, Maler, sondern malen! Wir sind im reinen. Sie vertreten mich!“

Emerich widerstand nur schwach. Schon sah er sich anordnend, befehlend, als Hauptperson, jetzt auf der Bühne, jetzt im Zuschauerraum. Die Mitglieder und Gäste des Vereins — die höchsten Rangklassen, die einflußreichsten Staats- und Hofbeamten sind darunter — jubeln, der Vorhang muß immer wieder empor; Faber ist nicht da, Emerich dagegen überall; die Abwesenden haben immer unrecht; man ruft Emerich; er erscheint mit Miene und Gebärde der Beschämung; Glückwünsche, Händedrücke, Schläge auf die Schulter; der Prinz zieht ihn beiseite, Hoheit ist von den Bildern entzückt, von Emerichs Unterhaltung aber berauscht; eine Einladung ins Schloß ist unausbleiblich; die Herzogin sieht ihn mit den Augen ihres Sohnes an — wer weiß, wer weiß, ob er nicht die „büßende Magdalena“ in hohem Auftrage malt!

Die Stimme Fabers unterbrach den Sinnenden bei diesen Anfängen seines Glückes. „Wie steht's mit der Dame in Rot? Sind Sie Ihrer milonischen Venus dazu sicher?“

„Halb und halb sagte mir meine Stiefmutter das Mädchen zu.“

„I, wenn sie erst hört, daß ein Prinz kommt —“

„Ich traue dem Frieden nicht. Der Baronin Lieblingsblatt ist der Fernsprecher! Sie hält ihn nicht nur, sondern liest ihn, zum Schauder meines urkonservativen Papas. Wahrscheinlich sagt sie nein, weil der Prinz kommt. Aber ihr Alter, der Kommerzienrat, ist ein Weltmann. Er wird einsehen, daß solch ein Abend das Glück des Mädchens machen kann. Ich übertrieb nicht, Armida erinnert in der That an

besagte Venus und ist dabei glücklicherweise nicht von Marmor. Wenn sie nicht im Hause wohnte —! Wir müssen sie für den Abend haben. Der Kommerzienrat wird uns helfen. Waren Sie heute schon bei ihm?"

„Nein, aber bei Engelbert war ich. Er ist mit mir einverstanden."

„Dann auf zu Kohn! Wir treffen Großpapa sicherlich im Frauenlob."

Während unser Paar — Mars und Vulkan, nur mit dem Unterschiede, daß nicht der schultergewaltige göttliche Schmied, sondern der schlanke Kriegsgott hinkte — durch die Heidegasse, auf Emerichs bevorzugtem Wege, gingen, blieb dieser infolge eines Einfalls plötzlich stehen.

„Sind Sie mit dem Heiligenmaler Spitzmüller näher bekannt?

„Näher bekannt? Niemand ist mit ihm näher bekannt. Er lebt einsamer, als ein Eremit. Uebrigens malt er längst nicht mehr eigene Werke und würde dafür einen Staatspreis verdienen, denn seine Heiligen waren gemeindegefährlich. Er ist nur noch Bilder-Restaurateur und zwar einer ersten Ranges! Ich selbst habe ihm mal einen schadhaften Niederländer, den ich auf meiner ersten holländischen Reise ergatterte, meine einzige Nummer, anvertraut und wurde von seiner glücklichen, seiner feinen Hand überrascht."

„Wo kneipt er?"

„Er kneipt niemals und nirgends, wenn er nicht solo daheim kneipt, was niemand wissen kann. Er wohnt in Kindsbrünnel."

„Auch eine schöne Gegend!"

„Aber sehr geeignet für einen Sonderling, wie er. Ich

las irgendwo von den Dörfern der Banghi. Das sind eine Art Zigeunerstamm im Pendschab; sie siedeln, von der übrigen Menschheit geschieden, an Flüssen und nähren sich vom Krokodilfang. Das Kindsbrünnel, so nah so himmelweit von der Stadt, erinnerte mich an ein Banghi-Dorf, und wenn ich mir Spitzmüller mit seiner krummen Nase und den scheuen Augen ansah, glaubte ich wahrhaftig, daß er heimlich Krokodile züchtet. Aber wie kommen Sie auf ihn?"

„Ich bin auf einer Fährte, wobei er mir nützen kann."

„Kindsbrünnel Nummer 102," sagte Faber, der an einen Bilderhandel dachte.

Abends war Emerich mit seinem Tagewerk sehr zufrieden. Erstlich hatte er sich bei Dinahs Vater, mit welchem er vor einiger Zeit allzu jäh gebrochen, auf anständige Weise wieder eingeführt. Sehr anständig! Das nächste-, nein, das übernächstemal kann er den Alten getrost wieder um einen kleinen Gefallen bitten. Sodann konnte der Kommerzienrat den Entschluß Fabers, dem Feste unter den veränderten Umständen fernzubleiben, nicht erschüttern, und somit hat er sich drittens ein Recht auf Fabers ewige Dankbarkeit erworben!

Meister Anton hat zwar den Löwenanteil der Arbeit und Emerich den Ruhm, doch Faber bat, Emerich gewährte, also ist Faber der Verpflichtete.

Endlich hatte er mit dem Kommerzienrate bei seinen Eltern gespeist, sehr gut gespeist und beim Nachtisch von der Baronin-Stiefmutter die Zustimmung erhalten, daß Armida bei den lebenden Bildern mitwirke.

Nun stand er in der sternenklaren Winternacht, in seinen Pelz gehüllt, auf dem Katharinenhofe und überlegte, den Eingang zum lustigen Tiroler im Auge: Was ist klüger, schon

heute wiederkommen oder sich heute, vielleicht auch morgen vergeblich erwarten lassen? . . . Er stand unweit der Seitenpforte des Domes. Die Orgel klang. . . . Ob Magdalene oder die Alte in der Kirche ist? Eine sicherlich! . . . Er trat ein. Im düsteren Seitenschiffe war niemand. Hastig schritt er den Betstühlen entlang. Niemand. Als er an der Kapelle zur wunderthätigen Muttergottes vorüberkam, warf er einen Blick hinein. Zahlreiche Kerzen, Weihgeschenke, brannten da, aber nur eine Beterin kniete vor dem Wachsbilde der heiligen Maria. Eine Dame in einem pelzbesetzten Mantel von gepreßtem roten Samt. Emerich hatte mittags im Frauenlob eine Dame mit einem ähnlichen Mantel gesehen, eine bekannte Dame, aber . . . Horch! Die einsame Beterin weint. Sie hatte die Arme aufgestützt und schluchzte, wie es schien, in ihr Taschentuch, schluchzte zum Erbarmen.

Die Welt wird fromm, dachte Emerich, gestern, heute begegne ich einer Inbrunst bis zu Thränen.

Geräuschvoll trat er in den ersten, den nächsten Betstuhl. Die Dame drehte sich um, nur für einen Augenblick; dennoch erkannte er sie . . . Fräulein Sperl! Nun steht mir der Verstand still!

Sachte, sachte zog er sich zurück, suchte nicht mehr länger, sondern ging schnurgerade aus der Kirche in den Weinkeller.

XIII.

Magdalene saß in der Gaststube allein. „Gentilissima Maddalena“, rief Emerich, „come va?“ Indem sie eine Handarbeit zusammenrollte, stand sie auf und begrüßte Emerich in ihrer leisen, bescheidenen Art; nur ein leichtes Rot, das auf den Wangen kam und ging, verriet ihre innere Bewegung.

Oberkirch trug heute einen langen, hellfarbigen, pelzgefütterten Ueberzieher. Kaum hatte er denselben abgelegt und aufgehängt, fiel ihm ein, daß er sein „Kostüm“ vergessen habe. Bei diesem Gedanken hatte er das Gefühl, als seien ihm seine Kleider zu kurz; ganz verdutzt stand er da. Währenddem nahm Magdalene seinen Ueberzieher von der Wand und hing ihn an einen andern Nagel. „Dort war er dem Ofen zu nah’,“ meinte sie und betrachtete dabei das Kleidungsstück und glitt mit der Hand über den feinen Pelz . . . „Sie thaten recht daran, heute wärmer sich anzuzieh’n.“

„Ja — da ich in die Kirche ging . . .“

„So? Waren Sie beten? Das ist brav.“

„Ich komme soeben aus der Katharinenkirche . . . Ist Ihre Pflegemutter noch drüben?“

„Nein, die Frau Mutter ist zu Hause; doch läßt sie

sich entschuldigen; sie liegt zu Bett; sie hatte den ganzen Tag Kopfweh."

„Sie hat zu viel von ihrem Wein getrunken."

„Ich glaub' nicht; sie ist das lange Aufbleiben nicht mehr gewohnt."

Und Sie?

„O, ich war um Fünf schon in der Mess'."

„Nicht möglich!"

„Wie alle Tage."

„Sie Aermste!"

„Kann man den Tag besser anfangen?"

Während Magdalene Wein brachte, nahm Emerich auf dem Sofa Platz. Sie stellte den Wein auf den Tisch und setzte sich Emerich gegenüber. Du darfst einen Gast niemals sich selbst überlassen, ist die erste Anstandsregel einer Tiroler Wirtin.

„Haben Sie heut' an Ihrem Bild gemalt?"

„An meinem Bild? — Ah, so — an der Büßenden? Nein. Mir fehlt nämlich —" Sachte! sachte! ermahnte er sich — „mir fehlt noch mancherlei. Was ich sagen wollte, Sie erwähnten gestern einer Schwester. Besucht Sie Ihre Schwester zuweilen?"

„Ach nein! Armida ist bei einer Baronessa. Da kann sie doch nicht in ein Gasthaus kommen! Freilich, wenn sie durchs Haus ginge — — Aber die Frau Mutter und die Baronessa mögen einander nicht. Daran liegt's! . . . Für mich ist es schrecklich . . . Aber Nachrichten hab' ich immer. Armida muß viel lernen, doch sie hat den Kopf dazu. Und schön ist sie, schön —!"

„Sie kann nicht schöner, als ihre Schwester sein."

„Wenn Sie so reden, gefallen Sie mir gar nicht. Das kommt Ihnen nicht aus dem Herzen, nur Ihre Lippen sprechen das. Armida und ich — o mein Gott!“

Eine Pause trat ein.

„Haben Sie heute eine schöne Nadel! Wie der Stein blitzt! Ist es ein Diamant? Der kostete wohl schrecklich viel?!“

„Ich weiß nicht . . . ich bekam ihn zum Geschenk . . . ich sagte Ihnen schon, daß ich eine reiche Dame male . . .“

„Malen Sie denn noch an ihr?“

„Eine zweite Auflage.“

„Ist die Dame sehr schön?“

„Es geht an.“

Sie ist sicherlich schön, dachte Magdalene und hatte ein befremdliches, heiß aufwallendes Gefühl, ein noch nie gekanntes Weh . . . Sie war eifersüchtig!

Die Eingangsthür oben ging auf und jemand kam vorsichtig die Stufen herab.

„Ein Gast! Wie schade!“ sagte Oberkirch. Magdalene hatte sich erhoben. Der Ankömmling hatte eine Pelzmütze über die Ohren gezogen, einen wollenen Shawl um den Hals gewickelt. Er machte fürsorglich die Thür hinter sich zu und begann sodann langsam sich auszuschälen. Und jetzt erkannte ihn Magdalene. „Ja, was ist das!“ rief sie. „Der Herr Obermeßner! Aber das ist schön von Ihnen!“ Und sie eilte hinzu und war behilflich.

Gott sei Dank, ein Meßner, beruhigte sich Emerich, dem bin ich unbekannt.

„Wo wollen Sie Platz nehmen, Herr Obermeßner? Und

nun ist die Frau gerade heute bettlägerig! Der Herr Obermeßner! Nein wie das uns freut!"

„Platz ist genug," bemerkte Spielvogel mit einem Blick auf den einsamen Gast. „Der Ledererbräu ist zu nah'! . . . Der Ledererbräu!" wiederholte er seufzend. „Bringen Sie mir halt einen Wein; aber süß muß er sein! . . . Sie erlauben —" Er setzte sich auf Magdalenens Platz.

„Einen süßen?" sagte Magdalene mit ernsthafter Geschäftsmiene. „Dann dauert's ein wenig länger, denn ich muß erst ein Faß anschlagen . . . Entschuldigen Sie!" wandte sie sich an Emerich und eilte fort, erst in die Wohnung, um der Frau das Ereignis mitzuteilen, dann in den Keller.

Baron Oberkirch stützte den Arm auf die Sofalehne und starrte gegen die Decke. Das Klügste wird sein, ich drücke mich.

Spielvogel räusperte sich.

„Sind der Herr zum erstenmal im Keller?"

„Ja."

„Dem Herrn scheint der Wein nicht zu schmecken."

„Wieso?"

„Weil der Herr das Glas noch voll hat."

„Ich bin kein Trunkenbold; ich pflege langsam zu trinken."

Ein Mann ohne Bildung! dachte Spielvogel.

Aus der Tiefe klangen dumpfe Schläge. Emerich warf einen wütenden Blick auf den Meßner. Wegen dieses Elenden muß das arme Kind —

Spielvogel hielt den Blick für aufmunternd. „Das Klopfen erinnert mich an den Ledererbräu," begann er; „ja, wenn frisch angezapft wird. Wissen der Herr, wie oft am Abend beim Ledererbräu durchschnittlich angezapft wird? Ich

sage durchschnittlich! Denn es gibt Abende, an denen der allgemeine Durst unberechenbar ist. Also durchschnittlich; wissen Sie das?"

„Nein, ist mir auch völlig gleichgültig."

„Das ist dem Herrn gleichgültig!?" rief der Meßner.

„Schnuppe."

Spielvogel trommelte mit den Fingern ungeduldig auf dem Tisch. Wovon soll man sich mit Menschen ohne Bildung unterhalten? . . . „Barbarisch kalt heute!" bemerkte er nach einiger Ueberlegung.

„Im Gegenteil, ich find' es zu warm," versetzte Emerich, legte ein Geldstück neben seinen Wein, holte Hut und Ueberzieher von der Wand und ging auf und davon. Lümmel! brummte der Meßner ihm nach, hat gehört, wer ich bin, und rückt kaum den Hut. Ja, die Bildung, die Bildung! Da fehlt's heutzutage weit!

„Ist der Herr fort?" fragte Magdalene erschrocken, als sie Emerichs Platz leer fand.

„Bin nicht bös darüber," knurrte Spielvogel. „Setzen Sie sich her!" Magdalene gehorchte, aber blickte noch immer trostlos nach der Stelle, wo er gesessen . . .

„Also die Frau Wirtin ist krank. Wo fehlt's ihr denn?"

„Im Kopf."

Spielvogel zog die Augenbrauen hoch. „Alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll Rhabarbertrank, dazu fünf Vaterunser — und die Sach' ist gehoben! Uebrigens liegt nichts daran; ich komme ohnehin nur Ihretwegen her. Da" — er zog eine Mitgliedkarte des Jungfrauenbundes aus seiner Brieftasche und legte sie vor Magdalene hin — „Seine Hochwürden schickt Ihnen das."

Magdalene nahm und betrachtete die Karte — Prummers Lilienbanner in Farbendruck — mit heller Freude. „O, wie schön, wie schön!"

„Freilich, und Sie kriegen's umsonst, läßt Ihnen Hochwürden sagen!"

„Ich danke dem Herrn Stadtpfarrer tausendmal und Ihnen auch, und ich will gewißlich leben und sterben, wie der Bund es verlangt! Mein Gott, wenn ich doch mich nützlich machen könnte, wenn ich — Aber ich hab' nichts und kann nichts!"

„So ist's recht, demütig, immer demütig! Die Demütigen gehen durch ein Nadelöhr; der Hochmütige gräbt sich selbst sein Grab. Wie oft beichtet die Jungfer?"

„Alle Samstage und jeden Vorabend eines Feiertags."

„Beim Kaplan Heckenblaichner?"

„Wissen Sie das?"

„Ich und Hochwürden wissen alles, was im Sprengel vorgeht. Ein braver Herr, der Herr Kaplan, nur ein wenig zerstreut oder sagen wir bequem, oder —" Spielvogel rückte dem Mädchen näher. „Unter uns: der Herr Stadtpfarrer, glaub' ich, würde es lieber sehen, wenn Sie nicht dem Herrn Kaplan, sondern einem anderen von unseren Herren beichteten."

„Der Herr Stadtpfarrer würde das lieber sehen?"

„Es liegt auf der Hand. Sie sind jung, unerfahren... Sie brauchen einen strengeren, einen eifrigeren Gewissensrat, als den schon ein bissel dämlichen Heckenblaichner. Diejenigen Bundesmitglieder, auf welche Hochwürden besondere Stücke hält, wählen Hochwürden selbst zum Beichtvater. Wenn Sie mir folgen wollen, thun Sie's auch."

Magdalene versetzte voll Eifers, daß sie das sofort der Frau Mutter sagen werde.

„Natürlich sagen Sie's der Frau Mutter und passen Sie auf: sie gibt mir recht!“ Er schänkte sich wieder ein. „Der Wein ist nicht übel,“ meinte er schmatzend; „er hat, wie wir sagen, Qualität. . . . Lenerl, Lenerl, Sie stehen beim Herrn Stadtpfarrer in Gnaden! Spielvogel, sagte er heute, geben Sie mir auf unsere junge Nachbarin acht! Ihre Schwester ist nicht in guten Händen!“

„O du mein Gott! . . . Aber die Baronessa soll ihr einen eigenen Lehrer halten!?“

„Was braucht ein Mädel Ihres Alters und Standes, wenn sie ein bissel schreiben und lesen und das Einmaleins kann, noch zu lernen? Kochen, waschen, bügeln — lehrt ein Lehrer das? Weil sie zu gescheit sein wollte, kam Eva ins Unglück. Danken Sie Ihrem Herrgott, daß Sie Frau Stiegler zur Mutter haben, nicht die Baronin. Hochwürden hat Großes mit Ihnen vor; ja, ich bin überzeugt, bei der nächsten Fronleichnams-Prozession tragen Sie das Bundesbanner!“

„Jesus, die Frau Mutter würde närrisch vor Freude!“

Spielvogel hatte eines heiklen Auftrages wie ein Diplomat sich entledigt und schön wie der Stadtpfarrer geredet. Nun war er erschöpft und widmete sich eine zeitlang mit Behagen seiner Stärkung. Magdalene jedoch wurde weder durch den Besitz der Mitgliedskarte, noch durch die Aussicht auf die Ehren des Fronleichnamstages über die Flucht Spitzmüllers völlig getröstet. Warum blieb er nicht? Der Meßner ist doch ein würdiger Mann und kann ihm nützen! Verdroß es ihn, daß sie den andern so viel freundlicher, als ihn empfing? Aber der Meßner ist ja ein alter Herr! Dabei

nahm sie das Geldstück, womit die Zeche des Malers gezahlt war, und drehte dasselbe in Gedanken hin und her.

„Ah ja,“ sagte Spielvogel, „das ließ der Freimaurer für Sie da; hoffentlich reicht's.“

„O, Herr Spitzmüller ist uns sicher!“

„Kennen Sie ihn denn? Mir sagt' er, er sei zum erstenmale hier unten!“

„Viel öfter war er auch nicht da, doch wissen wir, wer er ist: Maler Spitzmüller.“

„Der Maler Spitzmüller? Spitzmüller, der Maler?“ Der Meßner schlug vor Ueberraschung auf den Tisch. „Den hab' ich mir ganz anders vorgestellt!“

„Kennen Sie seine Bilder?“

„Ich kenne nichts von ihm, als die Gegend und das Haus, worin er wohnt. Und auch das erst seit heute. Wir haben im Stift ein altes Bild aufzufrischen. Heut' gleich nach dem Essen schickte mich Hochwürden damit zum Hofmaler Prummer und der mich wieder mit dem Bild und einem Brieferl zum Maler Spitzmüller, wohnhaft in Kindsbrünnel. Das Bild war für einen Einspänner viel zu groß, also nahm ich einen Zweispänner. Das Stift bezahlt's. In Kindsbrünnel hatten wir trotz der Kälte sofort einen Kondukt heilloser Rangen hinter uns. Eine heidnische Gegend, sag' ich Ihnen! Und des Malers Haus ist just das letzte Haus. Haus? Ein baufälliger Schuppen mit schiefem Thor und blinden Scheiben, in einem Garten, der Sommers wahrscheinlich eine Wildnis ist. Ich und der Kutscher heben das Bild, das größer war, als wir beide, vom Verdeck und stellen es an die Wand. Fangen die jungen Indianer das Bild, ein sehr heiliges Bild, mit Schneeballen zu bewerfen an! Während

der Kutscher den ersten Heidenbuben, den er erwischt, durchprügelt, poltere ich ans Thor, denn eine Klingel war nicht da. Endlich macht mir eine alte Riesin auf, aber läßt mich nicht eintreten, bewahre! Erst mußte ich ihr den Brief geben, und dann kam sie wieder um das Bild. Der Maler ließ Hochwürden sagen, er werde sein Glück versuchen, Hochwürden müsse aber Geduld haben. Damit schleppte sie das Bild ins Haus und schiebt drinnen Riegel auf Riegel vor, als ob die Barake ein Geldkasten wär'. Es gibt keine Gastfreundschaft mehr! Glücklicherweise kamen wir auf einem kleinen Umweg am Ledererbräukeller vorbei ... Also das war der Maler Spitzmüller! Sein Benehmen stimmt zu seiner Wohnung, aber nicht sein Gewand. Doch wer traut heute schönen Kleidern! Vielleicht ist er sie schuldig ... Jetzt, da schau her! Die Frau Wirtin hat sich aufgemacht!"

Ja; nachdem Frau Stiegler erfahren hatte, daß „die rechte Hand" Hochwürdens unter ihrem Dache sei, hatte sie keine Ruhe mehr auf ihrem Lager; sie stand auf und begab sich, ein paar Tücher turbanartig um den Kopf gewunden, ins Gastzimmer.

Spielvogel hielt sich infolge dieser Aufmerksamkeit zum Genusse mehrerer Viertel vom Süßen verpflichtet. Er blieb bis Elf, eine große Ehre für den Lustigen Tiroler, doch war die Unterhaltung bei weitem nicht so fröhlich wie am vergangenen Abend. Die Stiegler, die heute nur Wasser, viel Wasser trank, besprach das Verschiedenartige in gleich schwermütigem Tone, das teure Brennholz, die Stiftsherren, die Familie Wurzel, den Jungfrauenbund und den Stammtisch im Stieglerwirtshaus. Magdalene hörte zerstreut zu. Nur einmal wagte sie selbst eine Frage an Se. Ehrwürden den

Meßner: ob das Auffrischen des erwähnten Bildes eine schwierige Arbeit sei? Ungeheuer schwierig, versicherte er. Leichter wolle er, der kein Maler sei, ein neues Bild malen, als die alte Tafel wieder zu Glanz und Ehren bringen; denn gegen ihre Schwärze sei die ägyptische Finsternis der elektrisch beleuchtete Ledererbräu.

Magdalene seufzte; der arme Spitzmüller! Und doch ward ihr die Auskunft des Alten ein Trost. Als Emerich an den nächsten Abenden nicht erschien, entschuldigte sie ihn, daß er mit dem Auffrischen des Bildes zu sehr beschäftigt sei. Außerdem hat er einen lahmen Fuß und wohnt so weit!

— — — — — — — — — — — — — — —

Emerich stand nach seiner Flucht vor dem Meßner am Eingange der Gasse, die schluchtartig zum Ledererbräu hinabführt. Im Herdgrübel dort traf er sicherlich Gesellschaft, allein der Weg hinab war steil und glatt und finster. Der Zufall führte in diesem Augenblicke seinen ehemaligen Diener Hermann Krügel vorüber. Derselbe erkannte seinen Herrn, erriet seine Absicht und bot ihm hilfreich seinen Arm. Als sie, unten angelangt, im Lichtkreise des Bierpalastes standen, sah Emerich forschend in das runde, rote, bartlose Gesicht seines früheren Vertrauten. „Sie kommen mir gedrückt vor, mein Guter,“ bemerkte er; „ich glaube gar, alter Bursche, Sie haben geweint. Schämen Sie sich nicht? Kriegsdenkmünze und verweinte Augen, wie stimmt das!“

„Kein Wunder, Herr Baron,“ erwiderte Krügel, der einen stattlichen Kutschermantel und einen Hut mit goldener Borte trug. „Lassen sich Herr Baron von Sr. Hochwürden dem Stadtpfarrer eine Stunde lang herunterkanzeln, bis Sie endlich sich selbst für den größten Kalfakter auf Gottes Erdboden

halten! Einen verlogenen, heimtückischen Kujon, einen weiber-tollen Lumpazi hat er mich genannt! Ich werde hier im Zuchthause enden und drüben in der Hölle anfangen, hat er mir prophezeit! Das sind nur ein paar Proben. Herr Baron, ich kann auch grob sein, aber meine Grobheit ist ein Lamm gegen die Menagerie, die Hochwürden im Zorne los-läßt! Und alles wegen der Geschichte mit Mamsell Hoch-hinaus im Hause der gnädigen Frau Mama!"

„Wenn er Sie deshalb herunterkanzelte, hatte er so un-recht nicht. Erstens ist denn doch das Fräulein zu gut für Ihren Harem — ich kenne ihn — und wenn Sie mit Ihrer Bewunderung durchaus nicht zurückhalten konnten, so fängt man das klüger an. Das Fräulein ist Stallscherze nicht gewohnt." Stolze Armida, dachte er, so sammle ich glühende Kohlen auf dein Haupt.

Krügel schüttelte den Kopf. „Es war nicht schön von ihr, daß sie von einem Probebussel so viel Aufhebens machte! Wenn alle Jungfrauen schwören müßten, daß sie noch nie-mals geküßt worden sind, wär's mit dem Jungfernbund Sr Hochwürden aus und Amen."

„Ich bin ein unglücklicher Mensch," fuhr er weinerlich fort, „alles geht mir nach, das Unglück meines Vaters, meine Verpflichtungen gegen Hochwürden, alles, alles. Und auch diese Geschichte wird mir nachgehen! Hochwürden kün-digte mir seine Ungnad' an. Wissen Herr Baron, was das heißt?! . . . Aber diese Armida soll an mich denken! Wenn ich rabbiat bin —"

„Dummes Zeug!" unterbrach ihn Emerich. „Um Ver-geltung zu üben, muß man stärker sein, als der Gegner. Sie sind nicht der Stärkere. Denn Fräulein Armida ist eine

Schönheit. Mit einem Augenwink findet sie Freunde und Beschützer, die Sie fürchten müssen. Wenn Sie auf Ihrem Kutschbock sich wohl fühlen, entsagen Sie Ihren Liebes- und Rachegedanken! . . . Kamen Sie eben jetzt vom Stadtpfarrer?"

„Ja . . . das heißt, die Hauptverhandlung war schon mittags. Jetzt war ich auf hochwürdigen Befehl bei ihm beichten. In der Sakristei. Und wissen Herr Baron, wen er vor mir in der Beichte hatte?"

„Die Schauspielerin Sperl," sagte Emerich rasch.

Darum!

„Sie wissen das?! Gesehen hab' ich sie nicht. Denn als ich hineinging, ging sie zu einer anderen Thür hinaus. Aber mein Onkel, der Meßner, hat mir's verraten. Im Beichtstuhl war Hochwürden manierlicher. Schrecklich war's doch. O, Herr Baron, der versteht's! Ich war zuletzt windelweich . . . ich hab' geheult wie ein Schloßhund. Aber jetzt bin ich absolviert und mein heutiges Futtermaß Strafvaterunser hab' ich auch schon abgebetet — jetzt, jetzt

Freu' dich, mein Seelerl,
Denn es kommt ein Platzregerl!"

„So gefallen Sie mir besser! Man rächt sich nicht, man tröstet sich. Ich würde Ihre Bemühungen um mich belohnen, aber Sie sind Hofkutscher, Standesperson und verdienen mit Pferdefüttern mehr, als ich mit Pferdemalen. Friert Sie nicht? Natürlich nicht, Sie sind ein Vulkan. Aber ich bekam kalte Füße, also addio, Herr Hofkutscher!"

Krügel wartete, bis Emerich im Hause war.

Jetzt nennt auch er schon den Findling Fräulein! murrte er. Aber redet so viel ihr wollt! Die Geschichte ist doch nicht aus, und das gibt ein Unglück! . . .

XIV.

Das Thalia-Theater, einst herzogliches Opernhaus, lag in einem dichtbevölkerten regsamen Stadtviertel. Die Heinrichstraße, welcher es seine mit Stuck und Farben aufgemunterte Vorderseite zukehrte, war mit der Zeit in die Länge, die alten Häuser waren in die Höhe und dem Theater, das früher auf sie herabsah, über den Kopf gewachsen. Alle diese Um- und Nebenbauten gerieten nicht schön, aber sie waren einträglich, denn die Nähe der Markthallen verlockte die Leute, für kleine Räume große Mieten zu zahlen.

Mit Tagesanbruch, im Winter noch in der Dunkelheit, ward es in der Heinrichstraße lebendig. Alle Läden — und es waren für alles Läden da — thaten sich auf, die Bartscherer hingen ihre blankgeputzten Becken über die Thür, in den Wirtshäusern rollten die Fässer und klang der Zapfen. Denn aus der ländlichen Vorstadt, aus den Dörfern kamen die Milchhändler und Marktleute, vom nahen Schlachthofe die Fleischer mit ihren Waren. Und diese frühen Leute hielten ihren Einzug nicht mit der stummen Hast, mit der die Bewohner eines Arbeiterviertels im Morgendämmer nach ihren Werkstätten wandern.

So früh war das Theatervölkchen allerdings nicht auf

dem Wege. Doch um halb Zehn tauchten die vielerlei Gestalten, die zum Bau gehörten, auf; Herren mit glattrasierten Gesichtern und stolzem Gang; sehr viele Damen, manche durch absonderliche Kleidung oder Haartracht oder durch Schminke auffällig. Die Sterne der Thaliabühne gingen zuletzt auf.

Das Theater war zwischen zwei Mietskasernen derartig eingeschachtelt, daß vom Gehweg bis zu seiner Stirnseite ein leerer Raum blieb, von den Mimen der Theaterplatz genannt. Auf diesem Vorhof pflegten bei trockenem Wetter die meisten der vor 10 Uhr ankommenden Künstler zu warten, bis vom Katharinenthurme die ganze schlug. Schnupftabaksdosen gingen von Hand zu Hand, doch wurde nicht viel gesprochen. Einige vielleicht dachten an ihre Rolle, andere an dies und an das, sehr viele aber waren mit dürstender Seele im Hause gegenüber; außen war dasselbe gar lieblich mit Tannen geziert und drinnen wurde ein treffliches Bier geschänkt. Mit dem Glockenschlage Zehn kam Direktor Wollheim in Sicht. Dann zogen sich die Künstler ins Haus zurück, und die Proben auf der Bühne, im Musiksaal, im Lesezimmer begannen.

Der Leser begleite uns aus der frischen Luft und dem klaren Lichte eines Dezember-Morgens durch gewundene Gänge, die durch Gasflammen unzulänglich erleuchtet sind, über die dämmerige Bühne mit ihrer Kellerluft und ihrem Staubgeruch abermals durch einen düsteren Gang ins Regiezimmer. O du freundliches Tageslicht! Die Aussicht aus dem einen und einzigen Fenster ist zwar nicht schön, auf Hinterhöfe und einen Bach, der von Färbereien bald rot, bald blau gefärbt wird, aber immer schmutzig bleibt und gurgelnd und strudelnd dahinzieht. Auch die Einrichtung des Zimmers

ist nicht bestechend, um einen länglichen Tisch stehen sehr viele Stühle mit verschossenen Bezügen, und an der einen Wand hängt eine Uhr mit einem geschäftigen Ticktack, als kriege sie fünfzig Minuten in einer halben Stunde fertig.

Direktor Wollheim hatte seine Regisseure von der Probe weg zu einer außerordentlichen Sitzung berufen. Mit den sinnenden Brauen und der verhaltenen Ungeduld eines Feldherrn, der eine wichtige Nachricht von feindlichen Anschlägen erhielt, saß er da, nur hatte er keine Karte vor sich, sondern ein Zeitungsblatt und sein buntseidenes Taschentuch. Kurzhalsig und dick, geriet er bei ungewöhnlichen Gemütserregungen in Schweiß. Und die Zeitung hatte ihn erregt.

Seine Generäle kannten ihn. Der Teufel ist los! sagten sich ihre Blicke, als sie, vier Mann hoch, ins Zimmer traten: der schöne, leider nicht mehr junge Arthur Schiffelmann und sein Nebenbuhler, der junge, leider nicht schöne Ludwig Berger, ein verkrachter Baron; der berühmte „Charakterspieler" Hugo Heiser und der Opernregisseur Isidor Schmuck.

„Sind wir's?" fragte Wollheim.

„Vollzählig."

Die Herren nahmen Platz.

„Zu Anfang eine angenehme Nachricht: Herr F. W. Engelbert hat es durchgesetzt, das Thalia-Theater erhält elektrische Beleuchtung! In Erwägung, daß die Geschäfte vor Weihnachten flau gehen, beschlossen Aufsichtsrat und Verwaltung, daß mit der Einrichtung sofort begonnen werde. Am Montag wird das Haus geschlossen, am Neujahrstage wieder eröffnet."

„Das geht ja mit telegraphischer Geschwindigkeit," sagte Ludwig Berger und setzte seinen Zwicker auf.

„Mir sehr angenehm," meinte Schmuck, „denn mit dem neuen Singspiel Miß Tipsy hapert's noch gewaltig."

Der schöne Schiffelmann, das blauseidene Tuch, das er sich seit seinem Halsleiden zugelegt hat, malerisch lose um die Schultern geschlungen, blickte sorgenvoll. „Ein gewaltiger Eingriff! Eine Umwälzung des ganzen Gefüges!" sprach er. „Wird die Fertigstellung bis Neujahr möglich sein?"

„Unserm Friedrich Wilhelm Engelbert ist alles möglich."

„System Edison?" fragte der Charakterspieler mit Kennermiene.

„Edisonsches Glühlicht, ich weiß nicht genau, wie viel tausend Lampen von sechzehn Kerzen Leuchtkraft, und acht große Jablochkow'sche Lampen, um das Haus von außen zu beleuchten."

„Gut!" sagte Herr Heiser.

„Auch dem Mangel an Ausgängen und andern Uebelständen soll abgeholfen werden. Engelbert wollte alle Neuerungen mit eins ins Werk setzen. Indes — Sie kennen ja unsere Herren! Nur nicht zu viel auf einmal! Lieber doppelte Kosten. Die Verhandlungen wegen Ueberbrückung des Färberbaches und Erwerbung des jenseitigen Gebäudes seien noch im Zuge, die Feuersgefahr bei elektrischer Beleuchtung ausgeschlossen — kurzum, die baulichen Veränderungen bleiben auf die Sommerferien vertagt."

„Dieser Engelbert ist ein Prachtkerl," rief der Opernregisseur. „Ich war vorgestern bei meinem alten Freunde, Kommerzienrat Kohn, zu einem bürgerlichen Abendessen eingeladen. Unter anderm hatten wir einen Hammelrücken — ich sage dir, lieber Direktor —"

„Komm' mir jetzt nicht mit dem Hammelrücken, Herr Regisseur Schmuck!"

„Ja, was wollt' ich eigentlich sagen? — — ja, also Kommerzienrat Kohn glaubte noch vorgestern nicht, daß Engelbert durchdringen werde."

Heiser hatte mit verschränkten Armen zugehört und bei Erwähnung des Hammelrückens mitleidig gelächelt. Jetzt neigte er sich gegen den Direktor. „Um nicht mehr auf den Hammel zurückzukommen, eine Frage: die heutigen Proben werden doch zu Ende geführt?"

„Versteht sich! So lange gearbeitet werden kann, wird gearbeitet."

„Mir recht," sagte Schmuck, „meine fidele Miß, Fräulein Hellner, ist zwar noch nicht da —"

„Zwanzig Minuten über Zehn noch nicht da! Strafe zahlen."

„Wer zahlt denn jetzt Fräulein Hellners Strafen?"

„Sie sind ein boshafter Mensch, lieber Berger."

„Baron Berger, Herr Regisseur Schmuck; auf der Bühne bin ich Berger, aber außerhalb der Bühne Baron."

„Bitte um Entschuldigung, Euer Gnaden! — Was ich sagen wollte — ja, du, lieber Direktor, da hatten wir vorgestern ein Ragout von Wildgeflügel — hoch eigentümlich, aber vortrefflich. Nach der Sitzung werd' ich dir die Zubereitung mitteilen."

„Unglaublich!" rief Wollheim zornig und ließ die Hand auf den Tisch fallen.

„Nur nicht gleich böse sein! Du ißt doch auch gern gute Sachen," versetzte der immer heitere Schmuck, Mann einer pensionirten Primadonna und Vater von fünf heirats=

fähigen Töchtern. „Auch sagte ich ausdrücklich: nach der Sitzung —“

„Herr Regisseur Schiffelmann hat das Wort,“ fiel der Direktor ein. Schiffelmann hatte mit sanfter Duldermiene auf sich gezeigt. „Zu meinem Bedauern,“ begann er jetzt, „muß ich dem Herrn Direktor auch meine liebe Kollegin Fräulein Sperl zur Strafe melden. Wenigstens bei meiner Abberufung war sie noch nicht im Hause . . .“

„Und wird schwerlich mehr kommen, mein Bester,“ sagte Wollheim. Alle horchten auf.

„Ihrem Grafen doch nicht durchgegangen?“ fragte Berger.

Schiffelmann legte mit einer schönen runden Bewegung die Rechte aufs Herz. „Und Cheristane?“

„Streichen Sie den Verschwender vom Repertoire, lieber Schiffelmann! Eine Abschiedsvorstellung findet nicht statt, Fräulein Sperl ist seit gestern nicht mehr Mitglied des Thalia-Theaters!“

„Wie heißt es im Verschwender, lieber Arthur?“ höhnte Berger:

Du kannst mich länger nicht besitzen,
Umarmst mich heut' zum letztenmal!

Heiser lachte bitter. „Ich dacht' es! Die Kunst hat dieses Weibes Stirn niemals geküßt!“

„Ah, ah,“ rief Schmuck und schlug die Hände zusammen; „die Sperl Hanni bricht den Kontrakt — das bricht mir das Herz!“

Wollheim zuckte die Schultern. „Graf Semola zeigte der Verwaltung brieflich an, daß seine Braut nicht mehr auftreten werde, und daß der Wert der Vertragsstrafe, zehntausend Mark, beim Bankier Heimann hinterlegt sei. Auch

dieser Fall wurde in der gestrigen Sitzung beraten. Ich war empört — allein wie will man sie zwingen? Ihr Vertrag mit uns geht ohnehin bald zu Ende. Schließlich einigten wir uns, dem Fräulein die Entlassung sofort zu bewilligen — und die zehntausend Mark bei Heimann zu erheben."

„Und damit meine Schulden zu bezahlen," fiel Berger ein.

Schiffelmann verdrehte die Augen. „Ich hatte heute eine Ahnung! Johanna war sonst immer pünktlich." Heiser kniff die Lippen ein. „Dahinter steckt etwas!" sprach er mit einem Nasenton.

„Ach was, der Graf ist ein verliebter Narr", meinte Schmuck. „Zehntausend Mark! Wenn das meine Frau hört! Ich hab' gar nichts hinterlegt, und man ließ sie doch geh'n."

Direktor Wollheim trommelte ungeduldig auf den Tisch. „Nein, mein harmloser Freund Isidor, Herr Heiser sieht diesmal nicht zu schwarz. Es steckt etwas dahinter! Hier der Beweis." Er griff zur Zeitung. „Lesen die Herren den Katholiken?"

„Niemals!" riefen die andern außer Heiser.

„Ich lese alle Zeitungen", bemerkte dieser trocken.

„Lasen Sie schon die heutige Nummer des Katholiken?"

„Nein. Ich ging heute morgen wieder meinen Franz Moor durch. Wenn ich mir nicht selbst große Aufgaben setzte, wer von dem Pygmäengeschlecht unserer Poeten würde mir sie geben?"

„Ich finge an Ihrer Stelle selber zu schreiben an," sagte Schmuck.

Wollheim klopfte. „Bleiben Sie doch bei der Sache, sie

ist ernsthaft genug! Die neueste Nummer — irgend ein wohlwollender Freund hat mir mit ihrer Zusendung den Kaffee versüßt — diese Nummer enthält den ersten einer in Aussicht gestellten Reihe von Aufsätzen unter dem Gesamttitel: Das Thaliatheater elektrisch beleuchtet von Simplicius Fürchtegott."

„Hört! Hört!"

„Gleich der erste übertrifft an Gift und Galle, versteckter Angeberei und offener Grobheit jenen berüchtigten: Ueber die Unsittlichkeit auf der Bühne. Doch ist er von derselben Hand. Simplicius Fürchtegott heißt mit seinem wahren Namen Matthias Steinacker. Der Stadtpfarrer, das große Kirchenlicht auf dem Katharinenhof, ist unser Feind. Er auch, kein andrer, hat Fräulein Sperl zur Fahnenflucht verleitet. Er schreibt nicht nur, sondern handelt; er warnt nicht mehr, sondern droht. Die Stücke, die wir geben, seien unchristlich, unpatriotisch, unzüchtig, das heißt, er richtet einen Sammelruf an die Geistlichkeit, das Volk, die Polizei."

„Ja, ja!" sagte Heiser, mit dem Kopf nickend. „Stark!" meinte Schmuck, „aber unter uns: der Jungfrauenbund würde Miß Tipsy nicht aufführen können." Dem schönen Schiffelmann war das ganze noch nicht so recht klar.

Wollheim fuhr fort:

„Woher der Erfolg des Thalia-Theaters? fragt Fürchtegott, des Thalia-Theaters, das nur über mittelmäßige Bühnenkräfte verfügt!"

Jetzt waren alle einer Meinung, eine Stimme: „Empörend!"

„Weil es zum niedrigsten, doch nie versagenden Mittel

greift, weil es seine teuflische Muse nackt dem Volke zeigt."

„O Barbar," rief Schiffelmann, „das Schöne ist immer göttlich schön!"

„Aber Johanna wurde zu dick."

„Erlauben Sie, lieber Berger —"

„Baron Berger — Sie wissen — außerhalb der Bühne Baron."

„Krieg dem Thalia-Theater!" las Wollheim mit Donnerstimme; „wir sagen nicht: Krieg dem Theater überhaupt, denn glücklicherweise besitzen wir in unserer Stadt ein Schauspielhaus, das den seelenmörderischen Erzeugnissen der modernen Litteratur energisch die Pforten verschließt (eine Verneigung gegen die fromme Exzellenz!); aber dem Thalia-Theater werfen wir hiermit den Fehdehandschuh hin."

Eine Weile lang war's still im Zimmer; nur die geschäftige Uhr ließ sich um keinen Leitartikel der Welt in ihrem Fortschritt stören. Isidor Schmuck nahm zuerst wieder das Wort. Sogar er fand diesen streitbaren Pfarrer unverdaulich.

„Steinacker ist ein sehr einflußreicher Mann", äußerte sich vorsichtig der Baron. „Ich weiß das, ich habe Verbindungen da oben. Nicht nur, daß man ihn gerne hört — dieses Vorzuges erfreut sich ja auch der eine, der andre von uns armen Mimen, sondern man hört auf ihn! Am Ende ist's viel Lärm um nichts. Cheristane beunruhigte ihn. Da nun Cheristane ohne Abschied geht, wird man sich im Katharinenstift zufriedengeben."

Heiser sah Wasser für seine Mühle. „Und warum wollen wir nicht der tragischen Muse opfern?" rief er. „Den

Biedermann auch im Bösewicht zu zeigen, ist meine starke Seite. Wenn der Stadtpfarrer mich als Franz Moor gesehen —"

„Wir sollen die Flinte ins Korn werfen!" unterbrach ihn schroff der Direktor, „unserer leichtgeschürzten Muse ein Bußhemd überziehen! Das wird nicht, das darf nicht geschehen. Das Thalia-Theater ist wie jedes andere, das nicht von Hof und Staat unterstützt wird, ein Unternehmen auf Risiko. Gewinn oder Verlust, das ist die Frage. Wenn ich überzeugt wäre, mit Trauerspielen und Jamben volle Häuser zu machen, würde ich Jamben und Trauerspiele geben. Allein, wir hielten von allem Anfang an leichtere Ware für das Bedürfnis, wir wollten nicht erziehen, nur unterhalten. Und siehe! Unsere Jahresabschlüsse weisen steigenden Gewinn, während andere Bühnen, welche als Pflegestätten der großen Kunst gepriesen werden, nicht einmal die Kosten decken. Also rechneten wir kaufmännisch richtig. Ob das ein Zeichen vom Verfall der Bühne ist, mögen die Kunstrichter entscheiden. Keinesfalls dürfen sie uns dafür verantwortlich machen, denn nicht wir geben der großen Mehrheit Richtung und Gesetz, sondern umgekehrt. Wenn das Schauspiel höheren Stiles zum Teufel geht, können weder Intendanten noch Dichter es verhindern. Jedes Volk hat das Theater, das es bezahlt! Lassen wir uns also vom Ach und Wehe der einzelnen, die in der Regel nicht einmal Kunden sind, nicht beirren! Am allerwenigsten vom Herrn Stadtpfarrer. Wenn er eine Bühne auf unsere Kosten herausstreicht, sehe ich den Fuchsschwanz. Im Herzen haßt er alle Kunst — weil sie seiner Bevormundung sich entzieht. Er bleibt unser Feind, auch wenn wir nur noch auf die Klassiker schwören. Denn auch sie schrieben nicht im Geiste und nach dem Geschmack

des Katholiken. Die Dichter und ihre Dolmetsche alle sind Hechte in seinem Karpfenteich. Nur dünken wir, die wir uns nicht mit großen Namen decken, ihm leichtere Beute. Da genügt ein Schlagwort: Die Sittlichkeit steht in Gefahr! Blinder Lärm. Was er unter Sittlichkeit begreift, wissen wir. Wird nun auf dem Lande, wo theatralische Genüsse zu den Ausnahmen gehören, in dem Punkte weniger gesündigt, als in der Stadt? Zwar glaube ich nicht, daß irgend ein Mensch durch Theaterstücke gebessert wurde, aber auch nicht, daß ein sittlich Gesunder durch das Theater verdorben werden kann. Moralische Schwächlinge scheitern, auch wenn sie nicht ins Theater gehen . . . Nein, ich nehme den Fehdehandschuh auf! Wir werden den Verschwender geben, und das elektrische Licht soll eine Cheristane beleuchten, schöner noch als die schöne Johanna!"

„Das nenn' ich mannhaft gesprochen," rief der leicht bewegliche Isidor, „rührt die Trommeln! Krieg dem Katharinenhof!"

„Wo aber diese Fee finden?" sagte Berger.

„Im Notfalle kann Fräulein Herzfeld für die Sperl eintreten," meinte Heiser, worauf jener nichts erwiderte als: „Die gute, alte Herzfeld!"

Schiffelmann blickte schwermütig vor sich hin. „Vielleicht wenn ich zu Johanna wie Flottwell spräche: O zieh' nicht fort! verweile noch! . . ."

„Du winkst vergebens," entgegnete Schmuck; „unsere Hanni ist fromm geworden!"

„Das war sie ja immer," sagte Schiffelmann mit weicher Stimme.

Unterdessen beobachtete Berger die Miene des Direktors. „Kinder, quält euch nicht," rief er jetzt. „Unser verehrtes Haupt hat wie immer Besseres in Bereitschaft!"

Wollheim lächelte geheimnisvoll. „Zufall und Glück regieren die Welt. Das gilt wenigstens für uns Bühnenleiter. Nach der Sitzung gestern war ich mit Engelbert, Maler Faber, und unserem Doktorchen Samuel zusammen, ich noch in der warmen Wut über die Sperl. Schon gestern witterte ich den Beichtvater und wollte mich wehren. Als nun Engelbert den beiden andern den Fall erzählte, fühlte ich den Aerger bis in die Fingerspitzen. Eine Fee, eine Fee! rief ich, und ich mache einen Vertrag mit ihr, der Se. Exzellenz zum Steinmandl verwandeln würde! Darauf fingen meine Drei seltsam zu blinzeln und zu schmunzeln an, und Doktor Kohn schnurrte wie ein vergnügter Kater. Meine Herren, 'sag' ich ungeduldig, Schönheit und Geld lassen sich bekanntlich nicht verbergen. Ich wüßte mir in der ganzen Stadt keine zweite Sperl. Nun hätten Sie die Siegermienen der drei Weisen sehen sollen! Na und dann —"

„Und dann?" fragten Wollheims Zuhörer, als er eine Pause machte.

Er steckte sein Taschentuch ein und faltete die Zeitung. „Alles ist möglich," sprach er, „aber Selbst ist der beste Bote. Fortsetzung folgt morgen."

„Ah!" riefen die Enttäuschten. Da klopfte es, und bevor Herein! gerufen wurde, stürmte Fräulein Sperl ins Zimmer, heute in einem himmelblauen Samtmantel, Thränen in den Augen, rote Flecken auf den Wangen, die Mäler zahlloser Abschiedsküsse, denn sie kam von den Freundinnen, den

Freunden auf der Bühne. In verworrener fliegender Rede bat sie, den Ueberfall zu verzeihen — sie könne nicht ohne Abschied scheiden; ihren Treubruch zu vergessen — sie müsse höheren Mächten gehorchen.

Nun stand sie inmitten der Herren, welche den unersetzlichen Verlust beklagten, die Unersetzliche beglückwünschten. „Redet nicht von meinem Glück!" rief sie. „Mein Herz bleibt hier. Das Thalia-Theater war meine Wiege, ihr seid meine Familie — ich werde nie mehr glücklich sein!"

Und nun drückte sie jedem die Hand, bot jedem die Wange, ihrem „himmlischen" Direktor Wollheim, Vater Isidor, ihrem teuren Lehrer Schiffelmann, dem biederen Heiser, zuletzt dem Hidalgo Berger. Dieser war ihr nicht der beste Kamerad gewesen; heute vergab sie ihm alles, sogar seinen Titel. „Mein lieber Baron!" sagte sie innig, und er war nicht undankbar: „Teuerste Gräfin!" sprach er und küßte ihr als Bühnenbruder die Wangen, als Kavalier die Hand.

Das Uhrchen schlug Elf. „Elf!" zuckte die schöne Hanni empor. „Jesus, Maria! mein Bräutigam wartet unten in seinem Wagen auf mich — und ihre Hoheit die Herzogin Mutter wartet im Schlosse auf uns, denn der Graf soll mich heute vorstellen!" Sie sagte das so bescheiden, so verschämt, war aber als gewiegte Künstlerin der Wirkung dieses Abganges sicher. . . .

Hanni war fort; die Herren sahen einander an. Dann brach Wollheim los: „Diese künftige Gräfin hat eine Lebensart — stört uns, weint uns vor, zwingt mich, ihr den Hof zu machen, und alles nur, weil sie zur Herzogin befohlen ist!"

„Sehr richtig!“ lächelte Biedermann Heiser, „sonst würde sie sicherlich nicht mehr gekommen sein.“

„Die gute Hanni!“ sagte Schiffelmann, „sie hatte von jeher“ —

„Mehr Leber, als Verstand,“ fiel Berger ein.

Der alte Isidor schnalzte mit den Fingern. „Ja, was ich sagen wollte, du, lieber Direktor: eine Gänseleber-Pastete hatten wir auch . . .“

XV.

Kommerzienrat Kohn war allzeit ein vielbeschäftigter Herr, doch ganz besonders in den letzten Wochen vor Weihnachten. Von zehn Uhr morgens bis zehn Uhr nachts waren alle Räume seiner Kaufhalle von Kunden und Neugierigen überfüllt. Wie Frauenlob vermochte aber auch kein anderes Geschäft zu locken, zu überraschen und zu verführen. Die Weihnachtsausstellung wurde von langer Hand vorbereitet; aus allen Weltgegenden kamen die Waren. Dann teilten sich diejenigen der Bediensteten, welche Geschmack, Menschen- und Warenkenntnis besaßen, in die Riesenarbeit, alle diese Vorräte übersichtlich und wirkungsvoll zu ordnen; Künstler wurden zu Rate gezogen; Kohn, der selbst wohlgeschulten Blick und geschickte Hand hatte, sprach das letzte Wort. So bot denn eine Wanderung durch die Säle, Geländergänge und Lichthöfe wahrhaft eine Augenweide, nicht nur für begehrliche Frauen, sondern auch für die ungemütlichen, nergelnden männlichen Besucher. Außer allen erdenklichen einfarbigen und bunten, sanftgetönten und leuchtenden, glatten und rauhen, schweren und leichten Stoffen der bekannten Märkte, außer allem, was Maschinen und Feenhände aus solchen Stoffen machen, um eine Dame von Kopf zu Fuß für jede Tageszeit warm oder luftig, schlicht oder prächtig zu kleiden,

gab es noch ein unerschöpfliches Allerlei aus aller Welt: anatolische Stickereien, zierlich gemusterte und goldgewirkte Seidenstoffe aus Shanghai, Tutschauer Florgewebe, indische Kattune, Porzellan aus King-te-tschen und Satsuma, japanische Lackarbeiten und Bambusgeflechte, silbergemusterte Bedergefäße aus Lucknow und Goldtauschir-Arbeiten aus Gudscharat, persische und kurdische, afghanische und turkomanische Teppiche. Ohne Uebertreibung also konnte Kommerzienrat Kohn auf Engelberts verzweifelte Frage: Was kauft man? sagen, daß er im Frauenlob ein Dutzend Stecknadeln und die Ausstattung für eine Prinzessin — mit Ausnahme der Goldschmiede-Arbeit — haben könne. „Und wenn Sie Schmucksachen haben wollen,“ setzte er hinzu, „verschaffe ich sie Ihnen auch, und das Schönste, ohne nach Paris oder Rom zu schreiben.“

Sie standen neben der Treppe im großen Lichthofe, der, mit fremdartigen, farbenprächtigen Dingen angefüllt, einem morgenländischen Bazar glich. Engelbert war da, um für den Weihnachtstisch seines Oberinspektors Einkäufe zu machen. Es war am 24. Dezember und das Wogen und Summen in allen Räumen trotz der Mittagsstunde im Zunehmen. Der Kommerzienrat sah mit strahlendem Gesichte auf das Gewimmel zwischen den malerisch geordneten Waren, den langsamen Strom der Durchzügler, die Säule der Auf- und Niedersteigenden, die buntbelebten Galerien. Ein Prachtwetter setzte seine Schätze ins beste Licht und steigerte die Kauflust, sein Gehilfenheer hielt sich vortrefflich — er hörte das Gold in der Kasse klingen. Aber noch mehr als über den Gewinn freute er sich des Beifalls, den sein Wirken und Schaffen fand, und seines Ansehens als Gentleman.

Je vorzüglicher einer ist, sagt Cicero, desto mehr wird er vom Ruhm geleitet. Das schwarze Samtkäppchen kam heute auf dem Scheitel nicht zur Ruhe; immer wieder mußte er dorthin, dahin grüßen. „Exzellenz, gehorsamer Diener!" rief er jetzt, denn General von Hackert, Mitglied des Vereins der Unpolitischen, ging vorüber oder wurde vielmehr vorübergeschoben. Der General, in Interims-Uniform, grüßte militärisch, dann sah er sich um und lachte Engelbert an, daß die aufgedrehten Spitzen seines Schnurrbartes bis an die Brauen reichten: „Auch ein Opfer!?"

„Ein liebenswürdiger Mann, der General!" schmunzelte der Kommerzienrat. „Wenn es Ihnen Vergnügen macht, zeige ich Ihnen die Geschenke für die Meinigen. Entzückende Sächelchen! Ein Diadem mit diamantenbesetzten Maßliebchen für meine Tochter, die Baronin. Die Margareten sind eine Anspielung auf ihre Schwärmerei für Italien. Ein Becher aus Bergkristall, mit Gold und Schmelz verziert, für meinen Schwiegersohn, den Baron . . . Heimannleben, wohin so eilig?"

Der Angerufene, Bankier Heimann, hielt sich krampfhaft am Geländer fest.

„Ich suche meine Frau."

„Vor fünfzehn Minuten sah ich sie in der Spitzenabteilung — östlicher Flügel, zweiter Stock!"

„In der Spitzenabteilung!" seufzte Heimann, „dann weiß ich, was ich zu Weihnachten bekomme: einen Spitzenüberwurf, wie deine Dinah einen trug."

„Du freust dich doch?"

„Mäßig . . . Im zweiten Stock, sagst du?"

„Fräulein Josephine," wandte sich der Kommerzienrat

an eine barhäuptige hübsche Blondine, die um den dicken Bankier herum sich aufwärts schlängelte, „Fräulein Josephine, bitte, geleiten Sie Herrn Bankier Heimann nach der Spitzenabteilung.“

„Recht gern,“ erwiderte Fräulein Josephine, auf dem Katharinenhofe die Wurzel-Peppi genannt.

Heimann war ein Geldmann, aber kannte seinen Lessing. „Es geht mir durch die Seele, dieses gräßliche recht gern,“ murmelte er und folgte der blonden Peppi. Unterdessen wanderte Engelberts Blick unter dem Allerweltskram umher und blieb zuletzt auf einer Sammlung zierlicher Theeschränke haften, die mehreren Damen das Herz und die Wahl schwer machten. „Wie ich Frau Blume kenne,“ sprach er, „freut sie irgend eine ausländische Schnurrpfeiferei mehr, als der teuerste Schmuck. Sie würde am liebsten in einem Museum wohnen.“

„Dann rate ich Ihnen zu einem jener japanischen Wandschirme mit Untervergoldung und Perlmutter-Intarsien . . . Allerdings sind das keine Schnurrpfeifereien, sondern Kunstwerke ersten Ranges.“

Engelbert legte seine breite Hand auf die Schulter des alten Herrn. „Nehmen Sie mir ein allzu rasches Wort nicht übel,“ versetzte er gutmütig. „Ich bin der erste, der vor der Kunst den Hut zieht, und der letzte, der zopfig zünftig zwischen Handwerk und Kunsthandwerk und Kunst die Unterschiede heraustüftelt. Nur für mich selbst begehre ich nichts von alledem. Wer das Ueberflüssige kauft, wird das Notwendige verkaufen, sagt ein italienisches Sprichwort.“

„Mach' dir, mein Sohn, vor allem klar, Sprichwörter sind nicht immer wahr, sagt Kladderadatsch. Wenn alle nach

Ihrem Sprichworte sich richteten, müßte ich die Bude schließen, und dann würden sehr viele, sehr viele Dürftige trübe Weihnachten haben . . . Augen links!" mahnte er, denn mit der breiten Mittelwoge kam eine sehr schöne Dame.

„Sind Komtesse zufrieden?" rief ihr der Kommerzienrat zu.

„Ich finde Ihr Frauenlob heute reizend — ein kleines Paradies!" erwiderte die schöne Dame auf Französisch und nickte vorüber. Nun läßt sich zwar gegen den Vergleich eines Bekleidungs-Magazins mit dem Paradiese mancherlei einwenden, immerhin war er schmeichelhaft.

„Gräfin Falkenstein," flüsterte der Kommerzienrat, dann schämte er sich seiner Eitelkeit und setzte hinzu: „Sie kennen sie ja —"

„Vom Sehen. Die sogenannte schöne Gräfin."

„Sie heißt wohl mit Recht so."

Engelbert strich seinen Bart. „Ich weiß mir Schöneres."

Der alte Herr hob den Zeigefinger. „Ich auch, und wir meinen eine und dieselbe."

„Ja, und weil ich an sie denke, nehme ich Ihren Rat auch dazu in Anspruch. Wo kauften Sie das Geschmeide für Ihre Frau Tochter?"

Der Kommerzienrat nannte das Geschäft.

„Mein wackerer Nachbar hat nicht nur Stil, sondern auch Geschmack."

„Ihre Empfehlung genügt mir. Ich werde unserer „Dame in Rot" ein Erinnerungszeichen an meinen Ehrenabend widmen müssen. Es macht mir Vergnügen. Wozu raten Sie? Das Geschenk darf nicht prahlerisch, nicht wertlos sein." . . . Indessen hatten sie dem Gewühle sich abge-

wandt und waren in eine Nische unterhalb der Treppe eingetreten, wo unter persischen Wandteppichen ein paar Divans standen. Unbewußt gaben sie damit ihrer Teilnahme für Armida Ausdruck; das Herzliche will unter vier Augen besprochen sein.

„Hm,“ sagte der Kommerzienrat. „Sie wollen keine Diamanten?“ Engelbert schüttelte den Kopf. „Hm ... da hatte mein Nachbar einen goldenen Kamm, Stil Louis XV., mit Rubinen — sehr geschmackvoll. Am besten wird es sein, wir gehen nach den Feiertagen zusammen hinüber.“ Seine nachdenkliche Miene veränderte sich in eine heitere. „Ist es nicht merkwürdig,“ rief er, „daß weder Sie noch ich eine solche Gabe für die arme Waise unpassend finden? Vor einem halben Jahr schlief sie wahrscheinlich noch auf Stroh.“

„Soll sie deshalb für immer hart gebettet sein? Ihre Not war das Zufällige, und ihr Glück ist ihr Recht.“

„Sag' ich denn anderes? Als ich sie zum erstenmale bei meiner Tochter, der Baronin, sah, war ich sofort mit mir einig: das ist ein Glückskind! Mein Bruder Samuel war auch dabei. Wenn Sie gesehen hätten, wie er mich belauerte! Ich war meiner Tochter wegen der Geschichte gram. Was soll die Jungfrau im Hause des Türken! Ich meine damit nicht den Baron, meinen Schwiegersohn, sondern Emerich. Du wirst kalt bleiben, nahm ich mir vor, und streng! Nicht möglich! Sie war zu schön! Das Herz lachte mir im Leibe, und mein Gesicht mit allen Falten lachte mit. Und da gab mir Bruder Samuel einen Puff ... Gott, du Gerechter! Aus Rand und Band ist er über seine Schülerin. Soll sie zur Bühne oder soll sie nicht? fragt er mich gestern. Lieber Samuel, sage ich, Schönheit allein thut's nicht. Uff! Ob ich für den geistigen Ausdruck ihres Gesichtes keine Augen

hätte? Sie sei, was die alten Griechen — ich weiß nicht mehr, wie sie es nannten; ich kann nicht Griechisch wie Samuel . . . Sie besitze Geist, Schönheit, Grazie, und da zauderten wir, die Baronin und ich, sie dort hinzustellen, wo Geist, Schönheit und Grazie am besten gesehen, gewürdigt und gelohnt werden! Bruder, rief er, Könige werden sich vor ihr erheben, Fürsten sich bücken! Das war aus dem Alten Testament und klang mir übertrieben . . . Und doch war's nicht übertrieben! Wenn unser Telegraphen-König ihr huldigt . . ." Er lachte vergnügt . . . „Mein Nachbar hat auch sehr hübsche Ringe . . ."

„Bringen Sie das Mädchen mit mir nicht ins Gerede," sagte Engelbert ernst, „Schönheit thut auch meinen Augen wohl, und eine Aufmerksamkeit bin ich dem Fräulein schuldig. Doch damit ist die Sache abgethan."

„Basta!" fiel der Kommerzienrat ein . . . „Wie wär's mit einem echten Divanteppich für Frau Blume?" fragte er nach einer Pause. „Ein fingerdicker Kirmanschah wie dieser da, würde ihr gewiß gefallen."

Engelbert ließ die Augen umhergehen. „Einverstanden!" sprach er.

Ein junger Mann zeigte sich an der Schwelle. Er war der erste Gehilfe in der orientalischen Abteilung, sah wie ein Engländer aus und hieß Ignaz Lungelmaier. „Herr Kommerzienrat," sagte er feierlich, „Ihre Hoheit, die Frau Herzogin Cäcilie traten soeben im westlichen Flügel ein."

Der Kommerzienrat schnellte empor. „Ihre Hoheit die Herzogin? Ich komme gleich!" Er drückte Engelbert beide Hände. „Entschuldigen Sie mich, verehrter Freund! Damen, namentlich Herzoginnen haben Launen . . . Da muß man

selbst . . . Lungelmaier, zeigen Sie Herrn Engelbert das Schönste und Beste! . . . Wir sehen uns noch . . . Die Herzogin Mutter! Ich wußte ja, sie kommt!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Engelbert war ein tüchtiger Geschäftsmann; dennoch erging es ihm wie den meisten Männern in ähnlicher Lage; er kaufte zwei Divanteppiche, dann einen japanischen Wandschirm und zuguterletzt auch einen Theeschrank. Gleichwohl verließ er das Haus besser gelaunt, als er gekommen war. Den Kommerzienrat sah er nicht mehr. Derselbe wandelte mit der hohen Frau und ihrer Hofdame von Abteilung zu Abteilung; ein paar betreßte Hausbeamte bildeten die Vorhut, zwei herzogliche Diener die Nachhut. Die Herzogin ließ sich alles zeigen, blieb aber lange Zeit krittlig und knickerig; doch schließlich fühlte sie wieder den Purpur auf den Schultern und machte in der letzten Viertelstunde ziemlich bedeutende Einkäufe. Es war Vier vorüber, als der Kommerzienrat müde und hungrig ins Speisezimmer seiner Wohnung trat. Dieselbe lag im obersten Stock des westlichen Flügels und bestand aus einer Reihe nicht hoher, nicht großer, aber gut eingerichteter, sehr behaglicher Zimmer mit der Aussicht auf das steile, buntscheckige Dach der Katharinenkirche und auf zahllose niedrigere Dächer, auf Schlote und Blitzableiter und fernere Türme. Alle Wände waren mit Gemälden zeitgenössischer Meister bedeckt, nirgend ein Stäubchen, der Täfelboden blitzblank und glatt wie eine Eisbahn. Dieser glänzend gewichste Fußboden und eine reiche Sammlung von Ölbildern, Aquarellen und Handzeichnungen waren das Steckenpferd des alten Herrn.

In den Straßen dämmerte es schon, aber in diesem

Lugaus war noch etwas von der Pracht des Abendhimmels über dem freien Felde. Der Kommerzienrat hatte weder einen Blick für den vergoldeten Dunst und Rauch über dem Häusermeer, noch Gedanken an die Herrlichkeit dahinter, sogar die Landschaften an den Wänden zogen ihn heute nicht an; er aß die Gerichte, die ihm seine alte Wirtschafterin auftrug, hastiger, als seine Gewohnheit war, legte sich nach dem letzten Bissen in die Sofa-Ecke zurück und nickte ein. Als er aufwachte, brannte die Lampe überm Tisch, und seine Tochter saß in einem Lehnstuhle ihm gegenüber.

Er wunderte sich über seinen festen Schlaf und freute sich der Überraschung. Er nannte den unerwarteten Besuch seine Weihnachten. „Aber du kamst doch nicht zu Fuß? Wenigstens nicht ohne Diener."

Dinah mußte über die Frage lächeln, die ebenso den zärtlichen wie den ehrgeizigen Papa verriet. Sie beruhigte ihn. Um den Schwestern eine Weihnachtsfreude zu bereiten, hatte sie Armida in einer Droschke nach dem Katharinenhofe gebracht. Nun wollte sie die paar Stunden bis zu Armidas Rückkehr beim Vater verbringen. Die Hochflut im Frauenlob sei vorüber und er könne sich bis zum Kassenschluß Ruhe gönnen.

„Und euer Christfest?"

„Ich habe kein Christfest," erwiderte Dinah gelassen. „Das Gesinde richtet sich seinen Baum diesmal selbst, Ferdinand verbringt den Abend im adeligen Klub, und Emerichs Vergnügen ist meine geringste Sorge."

„Und du?" rief der Kommerzienrat. „Meine Dinah soll keinen Christbaum haben?!"

Sie lächelte abermals. „Zum Christbaum gehören —

ich will nicht sagen Christen, aber jubelnde Kinder und Erwachsene, die wieder zu Kindern werden können. Ich kann das nicht."

Der Alte starrte sie erschrocken an. „Bist du denn nicht glücklich?"

Im Nu saß sie an seiner Seite und tröstete ihn mit ihren klugen und guten Augen. „Was nennst du Glück?" sprach sie. „Glück ist Stimmung. Himmelhochjauchzend ist mir allerdings nicht zu Mute, aber ich bin auch nicht zum Tode betrübt. Ich weiß die Meinigen, dich und Onkel Samuel zufrieden, Ferdinand ohne ernsthafte Sorgen. Manche bedeutende Menschen wollen mir wohl. Ich bin in meiner Weise thätig, wenn ich auch nicht wie ein Roman-Hausmütterchen treppauf treppab mit den Schlüsseln klappere oder sinnend vor ungeheuren Wäschespinden stehe. Ich bin gesund. Warum soll ich mich unglücklich fühlen? Als gegenwärtige Sorge wüßte ich einzig Armida zu nennen; aber ich schuf mir sie ja selbst."

„Ich dachte, Armida sei deine Freude?!"

Die Baronin sah nachdenklich vor sich hin, nicht finster, sondern mit dem Ausdruck echter Kümmernis, der die strengen Linien ihres Gesichtes milderte. „Versteh' mich recht, ich habe nicht das geringste Recht, sie anzuklagen. Sie übertrifft alle Erwartungen, begreift schnell, behält alles, liest und lernt bis in die späte Nacht — o, sie ist eine nur allzu gelehrige Schülerin. Die Lehrer, Onkel und Nichte, machen mich nachdenklich. Ist unser Lehrplan wirklich so gut, wie ich dachte? Wird die Beherrschung des Gefühls nicht mit der Kälte des Gefühls enden? Thun wir nicht doch zu wenig für die Ausbildung des Gemüts?"

„Warum willst du ausbilden, was sie später wieder verwinden muß? Wenn sie deine Tochter, deine Erbin wäre, würde ich sagen: Laß sie lernen, wie man ein Vermögen zusammenhält, aber laß nicht ihr Gemüt sich verhärten. Armida ist ein armes Mädchen. Was macht ein armes Mädchen mit Gemüt! Du magst die Sache wenden und drehen, wie du willst, es wird ihr bei der Verbesserung ihrer Lage allerwege hinderlich sein. Das klingt roh; allein das Leben ist gegen ihresgleichen nicht höflich."

„Ach," rief Dinah, „wir leben in einer völlig neuen Zeit und haben noch die veralteten Kleider an. In der Natur ist alles eins, in der Gesellschaft immer noch Kluft neben Kluft."

„Sie werden sachte eine nach der andern überbrückt. Nicht durch die Künstler oder die Gelehrten oder die Praktiker, sondern durch die Zeit, die mit allen diesen Mächten zusammen arbeitet, heute mehr mit dieser, morgen mehr mit einer andern. Inzwischen laß uns das Stück, das uns Talent oder Schicksal anwiesen, beackern, werkthätig sein, anstatt Grillen fangen."

Dinahs Augen wandten sich von den Bildern, die an der Wand gegenüber im gedämpften Licht der Lampe geheimnisvoll blinkten, dem Vater zu. „Sei nicht böse, Papa," sagte sie nach einer Pause, „während du zur Thätigkeit mahnst, tritt mir eben jetzt wieder eins meiner Bilder in die Seele, vor dem ich mich oft auf einem Seufzer ertappe. Erinnere dich, ich meine das Hirtenpaar am Meeresufer; er bläst die Flöte, und sie hört ihm zu. Die Glücklichen!"

„Es gibt auch in der heutigen Welt noch ein idyllisches Glück," versetzte der Alte mit trockenem Humor, „aber nicht

bei uns. Unser Klima eignet sich nicht dazu. Vielleicht würde die unselige Mutter unserer Zwillinge klüger gethan haben, weiter südlich zu wandern, anstatt in den Norden zurückzukehren. Aber nun ist Armida unter uns, und wir müssen für sie sorgen. Ihre Persönlichkeit und äußere Umstände legen uns die Bühne nahe. Sie selbst will. Warum zögern wir?"

„Warst du doch auch unentschlossen!"

„Weil ich den Schatten der Herzogin Mutter drohen sah. Ich irrte mich. Den Ränken des Katharinenhofes steht sie in *dieser* Sache ferne. Sie war heute stundenlang im Frauenlob und sprach während der halben Zeit von unserm Sylvesterfeste."

Ein Schauder flog über Dinah. „Und wenn sie den Haß gegen *uns* predigen, glaubst du, werden sie tauben Ohren predigen?"

„Ich halte für möglich, daß morgen von draußen her Hunnen kommen und das ganze Kulturwerk in Stücke schlagen; doch daß die vernünftige Mehrheit aus leidlich lichten und gesunden Verhältnissen freiwillig ins enge und finstere Mittelalter zurückkehre, glaube ich nicht. Nein, liebe Dinah, der Ghetto wird nicht mehr aufgerichtet."

Sie legte den Arm um ihn und die Wange an seine Wange. So saßen sie stille und eins im andern glücklich, während in den Häusern unter ihnen die Weihnachtskerzen brannten.

XVI.

Armida ließ die Augen in der Küche, wo sie auf dem Bette der Schwester saß, verwundert umhergehen. Wie ärmlich! . . . Eine so kurze Zeit Wohllebens hatte genügt, um in ihrem jungen Gedächtnis eine lange Zeit der Not und Entbehrung auszulöschen . . . Die Freude des Wiedersehens äußerte sich bei beiden verschieden. Armida drückte die Schwester fest an sich, küßte sie und erschien dann gelassen. Magdalene dagegen weinte und konnte nicht, wollte nicht sich fassen. Endlich ruhiger, begann sie die Schwester zu bewundern, das Ganze und das Besondere — ihr Kleid, ihre Haartracht, die Handschuhe, und als Armida dieselben auszog, die Hände. Die Gerüchte, die zum Lustigen Tiroler gedrungen waren, hatten nicht übertrieben: Armida war eine Dame geworden; sie bewegte sich noch immer mit sylphenhafter Anmut, aber sie bewegte sich weniger. Armida fand auch die Schwester verändert, gewachsen, reifer. Sie war bleich, doch die hochroten Lippen zeugten für ihr Blut.

„Du bist blaß; machst du dir nicht genug Bewegung?"

Magdalene sah sie zweifelnd an. „Ah, jetzt versteh' ich dich! Ja, mein lieber Schatz, so klein die Wirtschaft ist, so gibt's doch genug zu thun. Dazu geh' ich Tag für Tag auf den Markt; in der Kirche ist's jetzt auch frisch, und Sonntags

spazieren wir nach den Sandbergen in die Loretto-Kapelle. Das heißt, wenn Fräulein Peppi für uns im Keller bleibt." Sie lachte still vor sich hin. „Das hat schwergehalten. Ihre Mutter wollte nicht, daß sie die Kellnerin macht, und der Herr Stadtpfarrer wollte sie unsertwegen nicht. Er sagt, die Fräulein beim Frauenlob haben keinen guten Ruf. Aber Fräulein Wurzel setzte daheim ihren Willen durch, und ich nahm mich ihrer bei Hochwürden an. Denn sie ist von Herzen nicht schlecht und hat die kecken Manieren und Redensarten sicherlich nur vom Theatergehen, und wenn sie erst länger mit gottesfürchtigen Leuten verkehrt, sagte ich zu Hochwürden —"

Indem sie von Fräulein Wurzel sprach, machte Magdalene weit weniger als sonst den Eindruck lieblicher Bescheidenheit; offenbar hielt sie es für überaus edelmütig, daß sie dem Fräulein vom Frauenlob trotz alledem ihre Gunst gewährte.

„Aber Magdalene," unterbrach sie die Schwester, „ich kenne weder den Stadtpfarrer noch das Fräulein."

„Du kennst den Herrn Stadtpfarrer nicht? Ja, lebt ihr denn außer der Welt! Du kennst Se. Hochwürden von St. Katharina nicht, den ersten Mann nach dem Herrn Erzbischof? Und die Wurzels sind dir auch fremd? Aber sie kennen ja dich!"

Armida meinte, daß sie eher noch den Stadtpfarrer, als die Wurzels kenne; allein das ersparte ihr die Familiengeschichte der Wurzels nicht . . . „Und Fräulein Peppi verdient viel Geld beim Frauenlob," schloß Magdalene; „aber was nützt das, wenn ihr guter Ruf darunter leidet!"

„Bei wem leidet, liebe Schwester? Bei den Stadt-

basen? Wer möche von ihnen nicht lieber getadelt als gelobt sein! . . . Wie steht's mit deinem Verdienst? Macht ihr gute Geschäfte?"

„Ich glaub' nicht."

„Du glaubst — du solltest das deinethalben wissen! Führst du nicht Buch?"

„Wir haben ein Fleischbüchel, ein Büchel beim Kaufmann und ein Wirtschaftsbüchel. In das schreibt die Frau Mutter selber ein."

„Du siehst doch Versand und Verkehr?"

„Unser weitester Versand war zum Schneidermeister Kirchmeier nebenan. Seine Gesellen hatten sich ein Rahmsdorfer Dombau-Lotterielos gekauft. Die Nummer kam mit zehn Mark heraus, und da wichsten sie sich in der ersten Freude Wein auf. Wie ich höre, freuten sie sich zu früh. Die Nummer war verdruckt gewesen . . . Unsere Kellergäste sind bald gezählt. Am besten geht's Sonntags. Da kommen immer ein paar Herren vom Frauenlob. Freilich wie mir scheint weniger wegen des Weines, als wegen der Peppi. . . . Unser treuester Gast ist Herr Spitzmüller. Herr Spitzmüller findet unsern Wein ausgezeichnet." Es that ihr unaussprechlich wohl, den Freund zu nennen, zweimal zu nennen, doch dann sprang sie schnell zu anderm über. „. . . Und wie verbringst du den Sonntag? Gehst du auch nachmittags in die Kirche?"

„Ich gehe niemals in die Kirche."

Magdalene machte große Augen. „Das ist nicht recht. Wenigstens am Tag des Herrn sollte man sich seiner erinnern."

„Ich denke jetzt mehr als früher an ihn. Jetzt weiß ich,

warum er der Allgegenwärtige heißt. Horch!“ Sie richtete sich auf und begann mit klarer Stimme und lobenswert schlichter Betonung die Goetheschen Verse vorzutragen:

Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blinkend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Magdalene hatte in den Anblick der Schwester, in die Musik ihrer Stimme versunken gestanden. „Wie schön du sprichst! Ich könnte dir die ganze Nacht zuhören,“ sagte sie, und drehte dabei den Docht der blakenden Küchenlampe niedriger.

„Und was sagst du zu den Versen?“

„Wenn sie von dir sind, sind sie sicherlich auch sehr schön. Uebrigens würde ich sie für keine Verse gehalten haben. Die Verse in meinem Gebetbuch und die Verse, die wir beim Jungfrauenbunde singen, reimen sich alle.“

„Es sind Verse,“ sagte Armida ungeduldig; „Verse eines großen Dichters.“ Dann trat sie dicht vor Magdalene und legte ihr die Hände auf die Schultern. „In dieser Enge kann dir nie wohl werden! Wie wär's, wenn ich mit der Baronin redete? Sie ist edel, hilfreich. Du sollst fort von hier, in eine gute Schule, vor allem in eine andere Stellung!“

Magdalene starrte die Schwester erschrocken an. Anfangs hatte auch der Maler so gesprochen, allein jetzt will er's gewiß nicht mehr, und sie selbst will jetzt weniger denn je vom Katharinenhofe.

„Das hieße Gott versuchen,“ sagte sie, „und würde der größte Undank gegen unsere Wohlthäterin, meine zweite Mutter sein.“

„Wenn sie dich undankbar schilt, weil du deine Lage verbesserst, mag sie schelten. Und seit wann heißt sein Glück versuchen, Gott versuchen?“

„Aber ich bin ja glücklich!“

„Bis dir bei einem Windstoß die Binde von den Augen fällt. Sprich mit der Baronin! Hör' sie sprechen!“

„Ist's wahr, daß die Baronin eine Jüdin ist?“

Armida richtete trotzig den Kopf empor. „Was soll's damit?“

„Wer selbst im Finstern steht, kann nicht andern raten.“

„Das hast du vom Stadtpfarrer!“

„Und wenn ich's von ihm hätte? Er weiß mehr als wir.“

„Nicht darauf kommt's an, was er weiß, sondern was er will. Will er dein Glück oder nur deinen Gehorsam?“

„Er will mein ewiges Glück.“

Armida ergriff leidenschaftlich, in Unmut und Erbarmen, die Hände der Schwester. „Verbittern wir uns nicht das erste Wiedersehen!“ rief sie. „Du wirst zu mir kommen, wir werden uns mit der Zeit verständigen.“

„Ich glaub's nicht,“ erwiderte Magdalene treuherzig. „Aus einem Gimpel wird kein Paradiesvogel. Aber mir ist mein Käfig nicht eng . . . Jesus!“ rief sie, „wir vergessen ganz, daß wir nicht allein im Haus sind. Was wird die Frau Augen machen, wenn ich ihr sage, wer bei uns ist!“

„Ist die Wirtin daheim?“

„Ja, sie muß in der Gaststube sein, so lang ich in der Küche bin. Heut', am Heiligen Abend, kochen wir uns ihre Leibspeisen: Erbsensuppe und Tiroler Hausnudeln.“ Sie wies auf den Küchentisch . . . „Der Teig wird bald trocken sein. Du bleibst doch zum Abendessen?“

„Ich kann nicht; die Baronin kommt Schlag Sieben, mich abholen. Wie gut, daß ich dich allein traf!“

„Ei ja; aber, nicht wahr, jetzt darf ich dich anmelden? . . .“

„Ist nicht nötig,“ sagte die Wirtin, die in diesem Augenblicke eintrat. „Schau, schau! Die Miedei! Hat lange Zeit gebraucht, bis wir die Ehre hatten!“ Sie musterte Armida von Kopf zu Fuß. „Dem Aussehen nach geht's dir nicht schlecht.“

„Mir geht es sehr gut, und Ihnen?“

„Es geht, wie Gott will,“ antwortete Frau Stiegler und musterte Armida jetzt von unten nach oben. „Ja, Kleider machen Leute . . . Mich wundert, daß du überhaupt noch trauerst . . . Seid ihr schon lang bei einander? . . . Wie du nur gleich die Hinterthür gefunden hast?“

Armida ließ sich nicht in Zorn bringen. „Ich fragte

eine Magd im Hausflur nach Ihrer Wohnung und klingelte an der Thür, die mir gezeigt wurde."

„Ja, wie eine Baronin wohn' ich nicht, dafür aber in der besten Gegend. Hochwürden der Herr Stadtpfarrer ist unser Nachbar. Daß das Fräulein in der Küche empfangen wird, ist nicht meine Schuld. In ein Wirtszimmer geht das Fräulein nicht, und in meiner schönen Stube wird nicht geheizt. Erstens weil der Ofen raucht, und dann überhaupt nicht."

„Beklagt' ich mich denn?"

„Bis jetzt nicht, aber vielleicht, wenn das Fräulein mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen muß. Denn um auf den Grund zu kommen, warum ich gestört habe — ein Gast hat nach dir gefragt, Lena; also spute dich."

„Nach mir?" fragte Magdalene verwundert; allein die Stiegler gab ihr einen leichten Stoß und flüsterte: „Der Spitzmüller ist unten."

Magdalene wurde feuerrot und die Heimlichkeit der Mitteilung machte sie seltsam beklommen. „Was ist da zu staunen?" sagte die Stiegler; „die Gäste sehen lieber ein junges Gesicht, als ein altes; das ist in der ganzen Welt so." Dabei aber blinzelte und nickte sie dem Mädchen listig zu.

Das Herz klopfte Magdalenen. Sie blickte jetzt auf die Wirtin, jetzt auf die Schwester. „Wenn die Frau Mutter erlaubt," sagte sie zaudernd, „seh ich dich noch bevor du gehst."

„Was sind das für Redensarten?" rief die Stiegler. „Hab ich mich zwischen euch gestellt? Zwischen Schwestern! Zwischen Zwillinge! Da würd' ich mich der Sünde fürchten. Nein, geh' du nur, und wann es Zeit ist, werd' ich dich ablösen."

Da die Wirtin, sobald Magdalene aus der Thür war, auf dem einzigen Stuhle Platz nahm, setzte sich Armida wieder auf die Bettlade. Sie war entschlossen, sich weder unterdrücken noch aufbringen zu lassen. Die Hände im Schoße gefaltet, leicht vorgebeugt, blickte sie der Alten gelassen ins Antlitz. Diese saß steif und gerade, aber mit den Augen verschlang und mit den Kinnbacken zermalmte sie den Feind. Jede deuchte sich der andern überlegen: die Stiegler als alte Frau, ehrbarer Eltern Kind, wohlhabende Wirtin und strenggläubige Katholikin; Armida kraft ihrer Jugend und ihrer Hoffnungen. Beide freuten sich auf den Kampf, denn die Stiegler fühlte sich stolz und stark als Dolmetsch und Botschafterin Sr. Hochwürden, Armida als Anwalt ihrer eigenen Sache.

Nach einigem Räuspern begann die Wirtin:

„Das sind ja schöne Geschichten, die ich vom Herrn Stadtpfarrer über dich höre. Also zum Theater geht das Fräulein?"

„Möglich; jedenfalls dann mit der Einwilligung derjenigen, welche allein für mich maßgebend ist."

„Natürlich, an den Kummer, den du deiner Schwester und deiner Schwester Wohlthäterin damit bereitest, denkst du nicht!"

„Ich bin arm. Man bietet mir eine Stellung, die mich mit einem Male und vielleicht für immer der Sorgen enthebt. Wie kann mein Glück euer Kummer sein?"

„Eine saubere Stellung! In unserm Nachbarstadtel hat man auch Sommer für Sommer Theater gespielt. Die Leute gingen in die Komödie, aber nicht mit den Komödianten. Ist's in einer Großstadt anders?"

„Sicherlich."

„Du wirst es gleich hören. Der Herr Stadtpfarrer läßt dir dieses sagen: Die Leute, mit denen deine Schwester verkehrt, von deren Gutheit ihre Zukunft abhängt, verlangen als erste Pflicht von einem jungen Mädchen, daß es sein Herz und seinen Ruf rein erhält. Beides ist beim Theater unmöglich."

„Sagt der Herr Pfarrer —"

„Der Herr Stadtpfarrer. Wenn du also zum Theater gehst, bringst du erstlich der Lena zeitlichen Nachteil. Denn der Schwester der Schauspielerin verschließen sich sofort eine Menge Thüren. Dir selbst aber schadest du ewiglich. Denn wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um."

Mit ruhiger Stimme erwiderte Armida:

„Ich lasse dem Herrn Pfarrer dieses sagen: Wenn die Wohlthäter Magdalene für die Fehler Armidas verantwortlich machen, wird es die wahre Wohlthat sein, sie von so schwächlichen, urteilslosen Gönnern zu befreien. Und ich hoffe dies zu können. Für mich aber ist mir nicht bange. Ich habe jetzt Grundsätze, die stärker sind, als die Versuchungen."

„Der Hochwürdige läßt dir auch dieses sagen: Deine Erziehung ist keine christliche. Sieh am Beispiel deiner Schwester, daß die herrlichsten menschlichen Tugenden: Sanftmut und Demut nur im Schutz der Kirche gedeihen."

„Sagen Sie Hochwürden, daß die Schule meiner Freunde Kraft, Mut und selbstbewußte Tugend gibt. Ich ziehe diese Eigenschaften fürs Leben vor."

„Und was wird der Himmel dazu sagen?"

„Wenn Gott richtete wie ihr, wehe über mich; aber ihr seid weder Gott noch die Welt.“

„Jetzt dreht sich die Welt um!“

„Sagen Sie: der Katharinenhof! Ihr seid nicht einmal die Mehrheit. In China allein sind vierhundert Millionen, die nichts vom Herrn Stadtpfarrer und seinen Lehren wissen. Sollen sie alle verdammt und verloren sein?“

„Was!“ rief die Stiegler, und jetzt sprach sie selbst. „Was! Da wären ja mehr Leut in China, als im ganzen Land Tirol! Mach das einer andern weis!“

Die vierhundert Millionen Chinesen gaben ihrer Geduld den Rest; gelb vor Wut, sprang sie auf und kreischte: „Geh zu deiner israelitischen Baronin! Geh zum Theater! Geh zum Teufel!“

Armida nahm Hut und Mantel und sagte: „Leben Sie wohl!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Armida dem Hause entschritt und zur Rechten die Laterne zum Lustigen Tiroler schimmern sah, dachte sie daran, von der Schwester Abschied zu nehmen. Doch wahrscheinlich würde sie unten abermals mit der Alten zusammentreffen. Mag diese das traurige Vorrecht haben, dem armen Kinde das Herz schwer zu machen! Verständnis, Zustimmung ist ohnehin nicht zu hoffen. So kehrte denn Armida dem Lustigen entschlossen den Rücken und ging geradewegs nach dem Frauenlob.

Die Stieglerwirtin indes dachte nicht daran, den Platz sogleich zu verlassen. Sie hatte ihr Herz erleichtert und nach ihrer Meinung den Feind vernichtet. Zunächst setzte sie sich. Den Nacken hielt sie noch steif, doch die Hände lagen lässig

im Schoß, und ihre Daumen tändelten miteinander wie ein Schmetterlingspärchen; sie ließ die Augen auf den unterschiedlichen Pfannen und Töpfen und Mehlspeisformen, welche die Mauern der Wahlstatt bedeckten, umhergehen und summte vor sich hin: Hol-di au-i-di, hol-di-au! So mochte König David zu Mute sein, wann er unter Siegestrophäen zur Harfe sang: Moab ist mein Waschbecken; ich will meinen Schuh über Edom strecken; über die Philister will ich jauchzen . . .

Plötzlich schnellte sie empor, sprang zum Küchentisch und betastete den Teig — er war trocken. Da muß die Lena herauf!

Frau Stiegler öffnete die Thür zur Gaststube leise. Wie? der Maler war nicht mehr da! Magdalene aber kniete dem Marienbilde gegenüber und barg ihr Gesicht in die Hände.

„Lena, was ist's?" fragte die Wirtin und rüttelte sie an der Schulter. Das Mädchen hob ihr glühendes Antlitz empor, aber antwortete nicht.

Frau Stiegler hatte während der fünfzehn Jahre als Kellnerin Erfahrungen gesammelt. Was sie jetzt dachte, drückte sie folgendermaßen aus:

„Ist der aber keck!"

Dann nahm sie Platz und hieß auch Magdalene sich setzen. Die gehorchte wie im Schlafwandel.

„Aber warum ist er denn fort?" fragte die Wirtin nach einer Weile.

Magdalene blickte verwirrt um sich. „Ist er fort!?"

Die Stiegler schaute ihr nicht streng, sondern neugierig in die Augen. „Ist das alles, was du mir zu sagen hast?"

Da schlang das Mädchen den Arm um die Alte und gestand unter Thränen:

Als sie dem Maler freudenvoll den Besuch der Schwester mitteilte, sei er anfangs seltsam bestürzt, bald voll Zorns gewesen. Wenn sie so vornehmen Besuch habe, sei er ja überflüssig . . . und sein Glas stieß er weg und wollte auf und davon. Sie habe vor Weh kein Wort gefunden, ihn auch nicht zurückgehalten, aber — aber mit einem Male hielt er sie im Arm und küßte sie, küßte sie — „Ach!“ rief sie erschauernd, „Hochwürden hat recht: die Sünde ist darum so furchtbar —“ Sie verstummte und weinte.

„Na, na,“ tröstete die Wirtin, „ein Kuß in ehrlicher Absicht, — die wird er doch haben! Hat er davon nichts gesagt?“

„Ich kam zu mir und riß mich los und stieß ihn fort; ich warf mich auf die Kniee und rief die heilige Jungfrau an. Und da wird er sich geschämt oder meiner erbarmt haben — ich weiß es nicht — er ist fort. — Ist er fort? — O Mutter, verzeiht mir! O heilige Maria, vergib! O ihr Heiligen, bittet für mich!“

Die Alte klopfte ihr auf die Wange. „Er wird wiederkommen, und dann red' ich ein Wort mit ihm. Das heißt ein Wort je nachdem. Wenn du ihn gern hast —“

„O Mutter, mehr, mehr, als recht ist!“

„Aber so schrei' und wein' nur nicht so! Wenn jemand käme — und am Heiligen Abend! . . . Es wird ja alles gut werden. Freilich war's eine Sünd', aber da du bereust . . Nach den Feiertagen gehen wir beichten . . .“

Ende des ersten Bandes.